DAS FISCHERMÄDCHEN

Bjørnstjerne Bjørnson, Wilhelm Lange




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

Presented by

Mrs. D. A. Barker

Das Fischermädchen

Von

Björnstjerne Björnson

Aus dem Norwegischen

von

Wilhelm Lange

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Erstes Kapitel

An den Küsten, an denen der Hering längere Zeit gehaust hat, entsteht nach und nach eine kleine Stadt, wenn im übrigen die Bedingungen günstig sind. Von solchen Orten kann man nicht bloß sagen, daß sie das Meer ausgeworfen hat, sondern auch, daß sie sich in der Ferne ausnehmen wie ans Land gespülte Balken und Wracke, oder wie eine Gruppe gewölbter Boote, die Fischer in einer stürmischen Nacht als Schutzdächer über sich gezogen haben. Kommt man näher, so sieht man, wie das Ganze von ungefähr entstanden ist: Hier liegt ein Felsblock mitten in einer Durchfahrt, dort wird der Ort durch das hereinströmende Wasser in drei, vier Teile geteilt, während die Straßen sich in jeder Weise krümmen und winden. Aber eine Eigenschaft ist allen diesen Orten gemeinsam: sie haben sämtlich einen Hafen, in dem die größten Schiffe Schutz finden; dort ist es so ruhig wie in einer Dose, und deshalb werden diese Meereseinschnitte von den Schiffen sehr geschätzt, die mit zerrissenen Segeln und zertrümmerter Schanze von der hohen See angetrieben kommen, um hier ein Ruheplätzchen zu suchen.

In einem solchen Städtchen ist es sehr still. Alles, was Lärm verursacht, ist nach den Landungsbrücken verwiesen, wo die Boote der Bauern angekettet liegen,

und wo die Schiffe laden und löschen. In dem Städtchen, in dem unsere Geschichte sich zugetragen hat, zieht sich die einzige Straße die Landungsbrücke entlang; auf der andern Seite folgen ihr die weiß- und rotbemalten, ein- oder zweistöckigen Häuser, jedoch nicht Wand an Wand, sondern unterbrochen durch hübsche Gärten. Es ist also eine lange breite Straße, auf der es jedoch, wenn der Wind vom Meere her weht, nach den Gegenständen riecht, die sich auf den Landungsbrücken befinden. Hier sind die Leute still — nicht aus Furcht vor der Polizei, denn in der Regel ist gar keine vorhanden — sondern aus Furcht vor übler Nachrede, da hier die Menschen sich sämtlich kennen. Geht man die Straße hinunter, darf man nicht unterlassen, nach jedem Fenster hin zu grüßen, wo gewöhnlich eine alte Dame sitzt, die den Gruß erwidert. Ferner muß man jeden grüßen, dem man begegnet. Diese stillen Menschen grübeln nur darüber nach, was im allgemeinen und für sie selbst im besondern passend ist. Wer die Grenzlinie, die seinem Stande oder seiner Stellung gezogen ist, überschreitet, verliert seinen guten Ruf; denn man kennt nicht nur ihn, sondern auch seinen Vater und Großvater, und es wird eine Untersuchung darüber angestellt, ob in früheren Zeiten bei irgendeinem Gliede der Familie sich ein Hang zum Unschicklichen gezeigt hat.

Nach diesem ruhigen Städtchen zog vor vielen Jahren ein wohlgeachteter Mann, namens Per Olsen. Er kam vom Lande, wo er sich durch Hausierhandel und Geigenspiel ernährt hatte. In dem Städtchen eröffnete er für seine alten Kunden einen Laden, in

dem er außer Kramwaren auch Brot und Branntwein feil hatte. Man hörte ihn in der Hinterstube auf- und niedergehen und Springtänze*) und Brautmärsche spielen. Jedesmal, wenn er an der Tür vorbeikam, guckte er durch das darin befindliche Fensterchen, und war ein Kunde gekommen, so schloß er das Spiel mit einem Triller und ging in den Laden, um dort zu bedienen. Das Geschäft blühte; er verheiratete sich und bekam einen Sohn, den er nach sich benannte, jedoch nicht „Per", sondern „Peter".

Der kleine Peter sollte werden, was Per, wie er sehr wohl fühlte, nicht war — ein gebildeter Mensch. Somit wurde der Knabe in die lateinische Schule geschickt. Wenn nun die, welche seine Kameraden hätten sein sollen, ihn von ihren Spielen nach Hause prügelten, weil er der Sohn des Per Olsen war, so prügelte Per Olsen ihn wieder zu ihnen zurück, denn auf eine andere Weise vermochte er dem Knaben keine Bildung beizubringen. Infolgedessen fühlte sich der kleine Peter in der Schule verlassen, wurde träge und nach und nach so gleichgültig gegen alles, daß sein Vater ihn weder zum Lachen noch zum Weinen bringen konnte. Da endlich gab Per die Prügelmethode auf und stellte ihn hinter den Ladentisch. Wie groß war sein Erstaunen, als er sah, daß der Junge jedem Kunden gab, was er verlangte, ohne je ein Körnchen zuviel zu geben, ohne je eine Pflaume zu essen, sondern abwog, zählte und über das Verkaufte Buch führte, zwar etwas langsam, aber mit untadelhafter Ge-

*) Ein eigentümlicher Nationaltanz im Dreitakt.

nauigkeit, ohne eine Miene zu verziehen, ja fast ohne zu reden.

Der Vater gab sich neuen Hoffnungen hin und schickte den Knaben mit einem Heringsschiffe nach Hamburg, um dort die Handelsschule zu besuchen und feine Manieren zu lernen. Er blieb acht Monate dort — mehr als lange genug, wie er meinte. Als Peter zurückkam, hatte er sich mit sechs neuen Anzügen versehen, die er bei der Landung sämtlich übereinander gezogen hatte; „denn worin man geht und steht, das braucht nicht verzollt zu werden". Aber abgesehen von seinem körperlichen Umfang, machte er ungefähr dieselbe Figur, als er sich am folgenden Tage auf der Straße zeigte. Er ging steif und gerade; die Hände hingen ihm senkrecht an der Seite herab; er grüßte mit einem plötzlichen Ruck und verbeugte sich in einer Weise, als sei er gliederlos, um dann sofort wieder steif zu werden. Er war die personifizierte Höflichkeit geworden; aber er tat alles, ohne auch nur eine Silbe verlauten zu lassen, hastig und mit einer gewissen Schüchternheit. Seinen Namen schrieb er nicht mehr Olsen, sondern Ohlsen, was den Spottvögeln des Ortes Anlaß gab zu dem Rätsel: „Was hat Peter Olsen in Hamburg profitiert?" Antwort: „Einen Buchstaben." Er grübelte auch darüber nach, ob er sich nicht „Pedro" nennen sollte; aber da ihm schon das „h" so viel Ärger verursachte, stand er davon ab und schrieb seinen Namen „P. Ohlsen".

Er erweiterte das Geschäft des Vaters und verheiratete sich, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, mit einer rothändigen Ladenjungfer, um jemand zu haben,

der ihm haushielt. Der Vater war grade Witwer geworden, und es war besser eine Frau zu haben als eine Haushälterin. Übers Jahr beschenkte sie ihn mit einem Sohne, der acht Tage später den Namen „Pedro" erhielt.

Als nun der würdige Per Olsen Großvater geworden, fühlte er den Beruf in sich, alt zu werden. Er übergab das Geschäft dem Sohne, setzte sich vor das Haus auf eine Bank und rauchte Schrottabak aus einer Tonpfeife. Und als er sich eines Tages da draußen zu langweilen anfing, wünschte er sich einen baldigen Tod, und wie alle seine Wünsche, so ging auch dieser in Erfüllung.

Hatte nun der Sohn Peter ausschließlich die eine Hälfte der väterlichen Begabung, nämlich die kaufmännische Schlauheit, geerbt, so schien dagegen auf den Enkel Pedro ausschließlich die andre, nämlich das Talent für Musik, übergegangen zu sein. Er lernte sehr spät lesen, aber sehr früh singen. Er blies die Flöte so schön, daß es allgemeine Aufmerksamkeit erregte; er war von zartem Körperbau und weichem Gemüt. Aber das kam dem Vater sehr ungelegen, da er wünschte, daß der Sohn in seiner eignen geschäftsmäßigen Pünktlichkeit erzogen werde. Wenn der junge Pedro etwas vergaß, wurde er nicht ausgezankt oder geprügelt, wie es dem Vater passiert war, sondern er wurde gekniffen. Das geschah ganz im stillen, in freundlicher, ja fast höflicher Weise, aber es geschah bei dem geringsten Anlaß. Die Mutter zählte jeden Abend, wenn sie ihn auszog, die blauen und gelben Flecke und küßte sie; aber sie widersetzte sich dieser

Behandlung nicht, denn sie wurde selbst gekniffen. Für jeden Riß in seinen Kleidern — sie waren aus des Vaters alten Hamburger Anzügen verfertigt — für jeden Fleck in seinen Schulbüchern wurde sie zur Rechenschaft gezogen. In einemfort hieß es: „Laß das, Pedro!" — „Nimm dich in acht, Pedro!" — „Hörst du nicht, Pedro!" Er fürchtete den Vater, und die Mutter wurde ihm gleichgültig. Seine Kameraden taten ihm nichts zuleide, da er gleich zu weinen anfing und um Schonung für seine Kleider bat, aber sie gaben ihm den Spitznamen „das Muttersöhnchen" und ließen ihn im übrigen unbeachtet. Er glich einer kranken, federlosen jungen Ente, die hinter dem übrigen Haufen herwatschelt und mit dem kleinen Bissen, den sie sich schüchtern erhascht, beiseitespringt; niemand teilte mit ihm, deshalb teilte auch er mit niemand.

Aber bald entdeckte er, daß es ihm bei den ärmeren Kindern des Ortes besser ging; denn da er feiner war als sie, hatten sie Nachsicht mit ihm. Ein großes, kräftiges Mädchen, das die ganze Schar beherrschte, nahm sich seiner an. Er konnte gar nicht müde werden, sie zu betrachten; sie hatte rabenschwarzes, völlig gelocktes Haar, das nie anders als mit den Fingern gekämmt war, tiefblaue Augen und eine niedrige Stirn; ihre Züge sammelten sich sozusagen in einem Punkte und machten einen unwiderstehlichen Eindruck. Sie war fortwährend in unruhiger Bewegung und rastloser Arbeit; im Sommer barfüßig, mit bloßen Armen und von der Sonne verbrannt; im Winter gekleidet wie andre im Sommer. Ihr Vater war Lotse

und Fischer; sie rannte umher und verkaufte seine Fische, ruderte das Boot wider Strömung und Wind, und wenn er als Lotse abwesend war, betrieb sie die Fischerei allein. Jeder, der ihr begegnete, mußte sich noch einmal nach ihr umsehen; alles an ihr deutete auf ein starkes Selbstbewußtsein. Sie hieß Gunlaug, aber man nannte sie das „Fischermädchen", ein Titel, den sie als eine ihr gebührende Auszeichnung hinnahm. Bei den Spielen half sie stets dem schwächern Teil. Es war ihr ein Bedürfnis, andern beizustehen, und jetzt nahm sie den zarten Knaben unter ihre Flügel. In ihrem Boote konnte er die Flöte blasen, die zu Hause verpönt war, weil man glaubte, sie lenke seine Gedanken von den Schularbeiten ab. Sie ruderte ihn hinaus auf den Fjord, nahm ihn mit auf ihre weiten Fischerfahrten, und bald machte er auch die nächtlichen Ausflüge mit. Dann ruderten sie bei Sonnenuntergang hinaus in die helle sommerliche Stille. Er blies die Flöte oder lauschte ihr, wie sie ihm erzählte von den Dingen, die sie wußte, von Meerjungfern, Gespenstern, untergegangenen Schiffen, fremden Ländern und schwarzen Menschen, just so, wie die Matrosen ihr davon erzählt hatten. Wie ihren Vorrat an Kenntnissen, so teilte sie auch ihr Essen mit ihm, und er nahm alles hin, ohne etwas wiederzugeben; denn er hatte von Hause kein Essen und aus der Schule keine Phantasie mitgebracht. Sie ruderten, bis die Sonne hinter den schneebedeckten Bergen zur Rüste ging; dann legten sie an einer Insel an und machten Feuer, das heißt sie sammelte einen Haufen von Reisig und zündete ihn an, während

Pedro sich hinsetzte und zusah. Dann wickelte sie ihn in eine der Matrosenjacken ihres Vaters und eine Decke, die sie für ihn mitgebracht hatte. Und während er schlief, unterhielt sie das Feuer; sie hielt sich wach, indem sie Bruchstücke von Liedern und Psalmen sang, mit voller klarer Stimme, bis er völlig eingeschlafen war, dann in gedämpftem Tone. Wenn die Sonne an der andern Seite des Himmels wieder emporstieg und einen gelben kalten Lichtstrahl als Vorboten über die Berggipfel hinsandte, weckte sie ihn. Der Wald war noch schwarz, die Wiese finster; aber bald begannen Wald und Wiese braunrot zu werden und zu funkeln, bis die Bergkämme glühten und die ganze Farbenpracht der aufgehenden Sonne sich über sie ergoß. Dann stießen sie wieder vom Lande und schnitten in der Morgenbrise mit ihrem Boote einen weißen Streifen durch das dunkle Wasser und waren bald wieder an der Stelle angelangt, wo die andern Fischerboote lagen.

*

Als der Winter kam und die Fischerzüge aufhörten, suchte er sie in ihrem Hause auf. Er kam sehr häufig, saß da und betrachtete sie, während sie arbeitete; aber weder er noch sie sprachen viel; es war, als ob sie dasäßen, um gemeinschaftlich den Sommer zu erwarten. Als der kam, wurde Pedro die Hoffnung auf solches Leben genommen. Gunlaugs Vater starb, und sie verließ die Stadt, während Pedro auf den Rat der Lehrer in den Laden getan wurde. Dort half er der Mutter die Kunden bedienen, denn der Vater, der nach und nach die Farbe der Graupen, die

er abzuwiegen pflegte, angenommen hatte, mußte in der Hinterstube das Bett hüten. Aber auch von dort her wollte er noch das Geschäft überwachen, mußte wissen, was jedes von ihnen verkauft hatte, stellte sich, als ob er nichts hörte, bis sie ihm so nahe kamen, daß er sie kneifen konnte. Und als nun der Docht dieses Lämpchens ganz trocken geworden, erlosch er eines Nachts. Die Frau weinte, ohne recht zu wissen warum; aber der Sohn konnte keine einzige Träne herausbekommen. Da sie Geld genug zum Leben hatten, gaben sie den Handel auf, verwischten jede Erinnerung an die Vergangenheit und verwandelten den Laden in eine Wohnstube. Dort setzte sich die Mutter ans Fenster und strickte Strümpfe; Pedro setzte sich in das Zimmer auf der andern Seite des Hauses und blies die Flöte. Aber als der Sommer gekommen war, kaufte er sich ein leichtes kleines Segelboot, fuhr hinüber nach der Insel und legte sich an der Stelle nieder, wo Gunlaug zu liegen pflegte. Und als er dort eines Tages im Heidekraut lag, sah er ein Boot nach der Insel steuern, neben dem seinen anlegen und Gunlaug aussteigen.

Sie war noch ganz dieselbe, nur daß sie jetzt völlig ausgewachsen und größer als die andern Frauen war. Als sie seiner ansichtig wurde, wich sie langsam zurück. Sie hatte nicht daran gedacht, daß auch er erwachsen sein mußte. Dieses blasse, magere Gesicht kannte sie nicht; es war nicht mehr kränklich und fein — es war blöde und schlaff. Bei ihrem Anblick fachte die Erinnerung ein stilles Licht in seinen Augen an. Gundlaug trat auf ihn zu, und bei jedem Schritt,

den sie tat, schien er sich um ein Jahr zu verjüngen; und als sie vor ihm stand, der aufgesprungen war, da lachte und redete er wie ein Kind. Das alte Gesicht verdeckte gleichsam das versteckte eines Kindes; er war zwar älter geworden, aber er war ein Kind geblieben.

Indes — dieses Kind grade suchte sie; und jetzt, da sie es gefunden, wußte sie nicht, was sie ferner tun sollte; sie lachte und errötete. Unwillkürlich fühlte er sich gleichsam von einer innern Macht bezwungen, das erstemal in seinem Leben. In dem Moment wurde er schön; es währte vielleicht nur einen Augenblick — aber in diesem Augenblick war sie besiegt. Gunlaug war eine von jenen Naturen, die nur das lieben können, was schwach ist, was sie auf ihren Händen getragen haben. Es war ihre Absicht gewesen, nur zwei Tage in der Stadt zu bleiben, sie blieb aber zwei Monate. In diesen zwei Monaten wuchs er mehr als in seiner ganzen übrigen Jugendzeit; er wurde soweit aus seinen Träumen und seiner Schläfrigkeit aufgerüttelt, daß er sogar Pläne entwarf. Er wollte eine Reise ins Ausland unternehmen, er wollte die Musik zu seinem Berufe machen! Aber als er eines Tages wieder von diesen Plänen redete, erblaßte sie und sagte: „Ja — aber erst müssen wir uns verheiraten.“

Er sah zu ihr auf; fest und grade erwiderte sie seinen Blick. Beide wurden feuerrot, und dann sagte er: „Aber was würden die Leute dazu sagen?“

Gunlaug hatte nie darüber nachgedacht, daß er einen andern Willen haben könnte als sie, aus dem

einfachen Grunde, weil sie niemals etwas andres wollte als er. Aber jetzt las sie in seiner Seele, jetzt ward es ihr klar, daß er nie einen Augenblick daran gedacht hatte, etwas andres mit ihr zu teilen, als was sie ihm gab. In einer einzigen Minute entdeckte sie, daß dies ihr ganzes Leben hindurch so gewesen. Sie hatte damit begonnen, sich seiner aus Mitleid anzunehmen, sie endete mit Liebe. Hätte sie nur ein wenig Geduld gehabt! Denn er sah ihren auflodernden Zorn, und bebend vor Furcht rief er: „Ich will!" Sie hörte es; aber der Zorn über die eigne Dummheit und seine Erbärmlichkeit, über die eigne Scham und seine Feigheit kochte rasch und glühend bis zum Siedepunkte in ihr auf, — und niemals hat eine Liebe, begonnen in der Kindheit bei glühendem Abendrot und blassem Mondenschein, gewiegt von den Wellen des Meeres, begleitet von leisem Gesang und den Tönen der Flöte, ein traurigeres Ende genommen. Denn sie packte ihn mit beiden Händen, hob ihn empor und stieß ihn nach Herzenslust umher, ruderte dann nach der Stadt zurück und ging augenblicklich von dannen, weit weg über die Berge.

Pedro war ausgesegelt als verliebter Jüngling, der sich Mannhaftigkeit erkämpfen wollte; er ruderte wieder heim wie ein Greis, der nie gewußt hat, was Mannhaftigkeit ist. Nur eine Erinnerung fürs Leben hatte er gehabt, und diese hatte er durch seine eigne Torheit auf immer verloren; nur einen Fleck Erde gab es in der Welt, an dem sein Herz hing — er wagte nicht mehr dahin zurückzukehren... Während er über seine eigene Erbärmlichkeit und über die Ur-

sachen, weshalb alles so gekommen, nachgrübelte, fiel sein Unternehmungsgeist gleichsam in einen tiefen Sumpf, um niemals wieder zum Vorschein zu kommen. Die kleinen Buben auf der Straße, denen sein seltsames Wesen auffiel, begannen ihn bald zu necken, und da er den Leuten ein Fremdling war, von dem niemand recht wußte, wovon er lebte, oder was er trieb, so fiel es auch niemand ein, zu seinen Gunsten einzuschreiten. Er wagte bald nicht mehr auszugehen, wenigstens nicht auf der Straße zu erscheinen. Sein ganzes Leben war ein beständiger Kampf mit den Straßenbuben geworden; vielleicht waren sie ihm ebenso nützlich wie an heißen Sommertagen die Mücken; denn ohne sie wäre er in eine ununterbrochene Schläfrigkeit versunken...

* *
*

Neun Jahre später kam Gunlaug ebenso unerwartet nach der Stadt zurück wie sie sie einst verlassen hatte. Sie war begleitet von einem etwa acht Jahre alten Mädchen, das ganz so war wie sie selbst in früheren Zeiten gewesen, nur daß sie etwas Träumerisches an sich hatte und alle ihre Züge feiner waren. Gunlaug sei verheiratet gewesen, sagten die Leute; sie hatte eine kleine Erbschaft gemacht und war nun nach der Stadt zurückgekehrt, um eine Wirtschaft für Seeleute anzufangen.

Sie betrieb diese so geschickt, daß bald Kaufleute und Schiffseigentümer zu ihr ins Haus kamen, um die Leute zu suchen, deren sie bedurften, und die Matrosen bei ihr einkehrten, um sich dort anwerben zu

lassen. Auch bestellte die ganze Stadt ihren Bedarf an Fischen bei ihr. Für diese Vermittlungen nahm sie nicht das geringste, machte aber einen despotischen Gebrauch von der Macht, die sie dadurch erlangte. Obgleich sie eine Frau war, die niemals ihr Haus verließ, war sie doch ganz bestimmt der mächtigste Mann der Stadt. Man nannte sie „Fischer-Gunlaug" oder „Gunlaug am Berge". Ihr früherer Titel „das Fischermädchen" ging auf die Tochter über, die an der Spitze der Knaben umhersprang.

Deren Geschichte soll hier erzählt werden. Das Mädchen hatte etwas von der Naturkraft der Mutter, und sie bekam Gelegenheit genug, sie zu üben.

Zweites Kapitel

Die vielen anmutigen Gärten der Stadt, in ihrer zweiten und dritten Blüte prangend, dufteten nach einem erquickenden Regen. Die Sonne ging hinter den ewigen Schneebergen zur Ruhe; der ganze Himmel dort war Feuer und Flamme, und die Schneezinnen warfen einen gedämpften Widerschein zurück. Die näherliegenden Berge standen in Schatten gehüllt, aber auch sie leuchteten durch ihren vielfarbigen herbstlichen Laubschmuck. Die Felseninseln, die einander mitten im Fjord landeinwärts in grader Linie folgten, just als kämen sie herangerudert, boten mit ihren dichten Wäldern ein noch reicheres Farbenspiel als die Berge, weil sie näher lagen. Die See war spiegelglatt; ein großes Schiff wurde langsam nach der Küste bugsiert. Die Leute saßen draußen auf

ihren hölzernen Treppen, zu beiden Seiten halb verdeckt von Rosenbüschen. Man sprach miteinander von Treppe zu Treppe, hin und wieder setzte man sich auch wohl zusammen, von Zeit zu Zeit das Geplauder unterbrechend, um mit den Spaziergängern, welche die langen Alleen draußen vor der Stadt aufsuchten, Grüße auszutauschen. Da und dort drängten sich durch ein offenes Fenster die Töne eines Klaviers, sonst jedoch mischte sich kaum ein Laut in die Unterhaltung; die letzten auf der See weilenden Sonnenstrahlen erhöhten das Gefühl der herrschenden Ruhe.

Da plötzlich erhob sich mitten in der Stadt ein solcher Lärm, als ob der Ort gestürmt würde. Knaben schrien und riefen Hurra, Mädchen kreischten, alte Weiber schimpften und kommandierten, der große Hund des Polizeidieners bellte, und sämtliche Köter des Ortes antworteten. Hinaus mußten alle, die sich in den Häusern aufhielten. Der Lärm wurde so schrecklich, daß selbst der Amtmann sich auf seiner Treppe umwandte und die bedeutsamen Worte sprach: „Es muß wohl etwas vorgefallen sein."

„Was ist denn los?" wurden die auf den Treppen Stehenden von denen gefragt, die aus den Alleen herbeieilten.

„Ja, was ist eigentlich passiert?" antworteten die, welche auf den Treppen saßen.

„Mein Gott, was ist vorgefallen?" rief man denen entgegen, die aus dem Mittelpunkt der Stadt kamen.

Da diese aber in Gestalt eines Halbmondes um eine sanft sich krümmende Bucht lag, so dauerte es

sehr lange, bis sämtliche Bewohner beider Enden die Antwort gehört hatten.

„Oh, es ist nur das Fischermädchen."

Dieses unternehmende Geschöpf, das von einer sehr gefürchteten Mutter beschirmt wurde und des Schutzes eines jeden Seemannes sicher war — denn zur Belohnung erhielten sie stets einen Freitrunk von der Mutter — hatte an der Spitze ihrer Armee von kleinen Buben einen großen Apfelbaum in Pedro Ohlsens Obstgarten überfallen.

Der Schlachtplan war folgender: Einige von den Knaben sollten Pedro dadurch nach der Vorderseite des Hauses locken, daß sie mit seinen Rosensträuchern gegen die Scheiben klatschten; gleichzeitig sollte einer den Baum schütteln, der mitten im Garten stand, während die übrigen die Äpfel über den Zaun zu werfen hatten, nicht um sie zu stehlen — Gott behüte! — sondern rein zum Vergnügen.

Dieser sinnreiche Plan war an demselben Abend hinter Pedros Garten ausgeheckt worden. Aber nun wollte das Unglück, daß Pedro an der innern Seite des Zaunes saß und jedes Wort hörte. Kurz vor der festgesetzten Zeit holte er sich daher den trunksüchtigen Polizeidiener des Orts mit seinem großen Hunde in die Hinterstube, wo beide aufs herrlichste traktiert wurden. Mittlerweile ließ Pedro die jungen Strolche vor seinem Hause nach Herzenslust mit den Rosensträuchern klatschen und verhielt sich ganz ruhig im Hinterzimmer. Bald zeigte sich über der Planke der Lockenkopf des Fischermädchens, während an allen

Ecken zugleich eine Menge kleiner Gesichter herüberlugten.

Als die ganze Gesellschaft sich in größter Stille um den Baum geschart und das Fischermädchen, barfuß und zerrissen, ihn erklettert hatte, um zu schütteln, da sprang die Hintertür auf, und Pedro und der Polizeidiener, den großen Hund hinter sich, stürmten mit Stöcken versehen hinaus. Ein Schrei des Entsetzens erscholl aus den Reihen der Buben. Eine Anzahl kleiner Mädchen, die in aller Unschuld hinter dem Zaune „Letzten" spielten, glaubten, in dem Garten werde jemand ermordet und begannen schrecklich zu kreischen. Die Buben, die entschlüpft waren, riefen Hurra, die, welche beim Übersteigen des Zaunes gepackt wurden, schrien, während die Stöcke auf ihnen tanzten, und um das Konzert vollständig zu machen, tauchten aus der Tiefe, wie überall, wo Buben schreien, alte Weiber auf und schrien mit. Darüber gerieten sogar Pedro und der Polizeidiener in Schrecken und begannen Unterhandlungen mit den alten Weibern anzuknüpfen. Inzwischen entschlüpften ihnen die Buben. Der Hund, vor dem die Jungen am meisten Angst hatten, setzte ihnen über den Zaun nach, denn diese Jagd war so recht nach seinem Sinn, und nun flogen sie wie wilde Enten: die Buben, die Mädchen, der Hund und das Geschrei durch die ganze Stadt.

Mittlerweile saß das Fischermädchen still wie ein Mäuschen auf dem Apfelbaum, in der Meinung, niemand habe sie bemerkt. Ganz oben in der Spitze zusammengekauert verfolgte sie durch das Laub den Verlauf des Gefechts. Als aber der Polizeidiener im

Eifer des Parlamentierens zu den Damen hinausgegangen war, und Pedro Ohlsen allein im Garten stand, trat er dicht unter den Baum, blickte empor und rief: „Komm auf dem Fleck herunter, du kleiner Teufel!"

Kein einziger Laut ließ sich vom Baume vernehmen.

„Willst du wohl herunterkommen, sag' ich dir!... Ich weiß, daß du da bist!"

Noch immer das tiefste Schweigen.

„Ich werde mein Gewehr holen und dich herunterschießen — wahrhaftig, das tu' ich!"

Er machte Miene zu gehen.

„Hu — hu — hu!" ertönte es oben im Baume.

„Ja, heule du nur! Eine ganze Ladung Hagel werde ich dir hinaufschicken, und ich schieße nicht vorbei!"

„Uhu — hu — huhu!" wurde im Tone der Eule geantwortet. „Ich bin so bange!"

„Bist du wirklich, du kleiner Satan? Du bist der ärgste Galgenstrick der ganzen Bande; aber jetzt hab' ich dich!"

„Ach, lieber, guter, kluger Herr, es tut mich gar sehr gereuen, und nie will ich's tun von neuem!"

Und in demselben Augenblick schleuderte sie ihm einen angefaulten Apfel grade auf die Nase, worauf sie in lautes triumphierendes Lachen ausbrach. Der Apfel bespritzte sein Gesicht mit einem braunen Brei, und während er sich abwischte, hüpfte sie herunter und war, ehe er sie fassen konnte, auf der Hecke. Sie hätte sich sicherlich hinübergeschwungen, wenn sie nicht

darüber in Schrecken geraten wäre, daß er ihr auf den Fersen sei; statt nun ruhig weiterzuklettern, ließ sie sich zurückgleiten. Und als er sie ergriff, stieß sie einen Schrei aus, einen scharfen, durchdringenden, wilden Schrei, daß er sie sofort losließ. Auf ihr Notsignal sammelte sich an der andern Seite der Hecke eine Menge Leute an; sie hörte das und bekam frischen Mut.

„Lassen Sie mich gehen oder ich sag's der Mutter!" rief sie drohend; sie war ganz Feuer und Flamme.

Da kam ihm das Gesicht bekannt vor, und er schrie: „Deiner Mutter! ... Wer ist deine Mutter?"

„Die Gunlaug am Berge, die Fischer-Gunlaug," fuhr das Kind triumphierend fort, denn es sah, daß er sich fürchtete.

Er hatte das Mädchen bisher niemals gesehen; er war der einzige im Orte, der nicht wußte, wer sie war, ja er wußte nicht einmal, daß Gunlaug sich in der Stadt befand. Wie besessen schrie er: „Wie heißt du?"

„Petra!" rief sie noch lauter zurück.

„Petra!" schrie Pedro, wandte sich um und lief ins Haus, als habe er mit dem Teufel selbst geredet.

Aber der bleichste Schreck und der bleichste Zorn sehen sich gleich. Petra glaubte, er sei ins Haus gelaufen, um sein Gewehr zu holen, und in ihrer Angst fühlte sie bereits die Schrotkörner im Rücken; und da in demselben Augenblicke die Gartentür von außen aufgebrochen wurde, fuhr sie wie der Blitz durch diese hinaus; gespensterhaft flatterte ihr dunkles Haar, die Augen sprühten Feuer; der Hund, der ihr auf seinem

Rückwege begegnete, machte kehrt und folgte ihr mit lautem Gebell, bis sie ins Haus und auf die Mutter stürzte, die gerade mit einer Schüssel Suppe aus der Küche kam. Das Mädchen fiel gegen die Schüssel, diese mit der Suppe zu Boden, Petra ihr nach, und ein „hol euch der Teufel!" aus dem Munde der Mutter begleitete den Fall der Tochter und der Suppe. Aber noch in der Suppe liegend, schrie Petra: „Er will mich totschießen, Mutter, er will mich totschießen!"

„Wer will dich totschießen, du Unhold?"

„Er — Pedro Ohlsen!"

„Wer?" brüllte die Mutter.

„Pedro Ohlsen! Wir nahmen Äpfel aus seinem Garten!" — Sie wagte nie etwas andres als die Wahrheit zu sagen.

„Von wem sprichst du, Kind?"

„Von Pedro Ohlsen; er ist dicht hinter mir mit einem großen Gewehr; er will mich totschießen!"

„Pedro Ohlsen!" schrie die Mutter wie rasend, und dann lachte sie und richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf.

Das Kind begann zu weinen und wollte still beiseite schleichen. Aber die Mutter sprang hinzu, die weißen Zähne leuchteten gleichsam vor Rachedurst; sie packte das Mädchen bei den Schultern und hob es empor.

„Hast du ihm gesagt, wer du bist?" fragte sie.

„Ja," antwortete das Kind.

Aber die Mutter hörte und sah nicht; sie fragte immer wieder: „Hast du ihm gesagt, wer du bist?"

„Ja, ja, ja, ja!“ Und das Kind streckte flehend die Hände empor.

Da erhob sich die Mutter in ihrer ganzen Größe und rief: „Er bekam es also zu wissen? ... Was sagte er?“

„Er lief ins Haus, um ein Gewehr zu holen; er wollte mich totschießen!“

„Er dich totschießen!“ hohnlachte sie.

Das Kind hatte sich, erschreckt und mit Suppe bespritzt, in eine Ecke geschlichen, wo es noch weinend stand und sich die Kleider säuberte, als die Mutter wieder zu ihm trat.

„Wenn du dich je wieder unterstehst, zu ihm zu gehen,“ sagte sie, indem sie das Kind bei der Schulter faßte und schüttelte, „oder mit ihm zu reden oder auf ihn zu hören, so sei Gott euch beiden gnädig! ... Sag ihm das von mir!“ fuhr sie mit drohender Stimme fort, als das Kind nicht sofort antwortete.

„Ja, ja, ja, ja!“

„Sag — ihm — das — von — mir!“ rief sie noch einmal, aber etwas leiser und bei jedem Worte nickend, indem sie fortging.

Das Kind wusch sich, zog seine Sonntagskleider an und setzte sich vor das Haus auf die Treppe. Aber bei dem Gedanken an den ausgestandenen Schrecken begann es von neuem zu weinen.

„Warum weinst du, mein Kind?“ fragte eine Stimme so freundlich, wie noch niemals jemand zu ihr gesprochen hatte.

Petra blickte auf. Vor ihr stand ein schlankgebauter Mann mit edlen Gesichtszügen und einer Brille.

Sie erhob sich sogleich, denn es war Hans Ödegaard, ein junger Mann aus dem Orte, vor dem jedermann sich erhob.

„Warum weinst du, mein Kind?" wiederholte er.

Sie sah ihn an und sagte dann, sie habe mit einigen Knaben Äpfel aus Pedro Ohlsens Obstgarten nehmen wollen; aber da seien Pedro und der Polizeidiener gekommen und da..."

Sie erinnerte sich, daß die Mutter sie hinsichtlich des Totschießens unsicher gemacht hatte, und so wagte sie nicht, diese Begebenheit zu erzählen; statt dessen stieß sie einen tiefen Seufzer aus.

„Ist es möglich," sagte er, „daß ein Kind in deinem Alter eine so große Sünde begehen kann?"

Petra sah ihn mit großen Augen an. Sie hatte allerdings gewußt, daß es eine Sünde war, aber bisher war sie stets mit den Worten „du Höllendirne, du schwarzlockiger Satan!" daran erinnert worden. Jetzt fühlte sie sich beschämt.

„Warum gehst du nicht zur Schule und lernst Gottes Gebote, damit du weißt, was gut und böse ist?"

Sie zupfte verlegen an ihrem Kleide und antwortete, die Mutter wolle nicht, daß sie zur Schule gehe.

„Vielleicht kannst du nicht einmal lesen?"

Ja, lesen könne sie.

Er zog ein kleines Buch hervor und gab es ihr in die Hand.

Sie schlug es auf, wandte es um und sah es von der Rückseite an.

„So feine Schrift kann ich nicht lesen," sagte sie.

Aber sie mußte es dennoch versuchen, und da kam sie sich mit einem Mal so herzlich dumm vor, daß sich Augen und Lippen senkten und alle ihre Glieder erschlafften.

„G—o—t—t, Gott; d—e—r, der; H—e—r—r, Herr; Gott der Herr; s—a—g—, Gott der Herr sagte zu M— M— —"

„Mein Gott, du kannst ja nicht einmal lesen! Und du mußt doch schon zehn bis zwölf Jahre alt sein!... Möchtest du denn nicht lesen lernen?"

Mit einiger Anstrengung gelang es ihr den Wunsch auszudrücken, daß sie das wohl möchte.

„Dann komm mit mir; wir müssen sofort anfangen."

Sie rührte sich, aber nur, um ins Haus hineinzublicken.

„Ja, sage es deiner Mutter," bemerkte er.

Die Mutter ging grade vorüber, und als sie das Kind mit einem Fremden reden sah, trat sie heraus auf die Treppe.

„Er will mich lesen lehren," sagte das Kind, die Augen auf die Mutter gerichtet, in etwas zweifelndem Tone.

Diese antwortete nicht, sondern stemmte beide Hände in die Seiten und sah Ödegaard an.

„Ihr Kind ist ganz unwissend," sagte er. „Sie können es vor Gott und den Menschen nicht verantworten, daß Sie es in dieser Weise aufwachsen lassen."

„Wer bist du?" fragte Gunlaug in strengem Tone.

„Hans Ödegaard, der Sohn Eures Pastors."

Ihr Gesicht klärte sich ein wenig auf; sie hatte nur Gutes von ihm gehört.

Er begann von neuem: „Ihr Kind ist mir immer aufgefallen, wenn ich mich zu Hause befand. Heute bin ich von neuem aufmerksam geworden. Es darf nicht länger auf schlechten Wegen gehen."

Auf dem Gesicht der Mutter stand deutlich zu lesen: „Was geht das dich an?"

Aber ruhig fragte er: „Das Kind muß doch etwas lernen?"

„Nein!"

Eine schwache Röte verbreitete sich über sein Gesicht.

„Warum nicht?"

„Sind die, welche etwas gelernt haben, vielleicht besser?"

Sie hatte nur eine einzige Erfahrung in der Welt gemacht, aber diese hielt sie fest.

„Es wundert mich, daß irgend jemand so fragen kann?" versetzte er.

„So! ... Ich weiß, daß sie nicht besser sind."

Sie ging die Treppe hinunter, um dieser Unterhaltung ein Ende zu machen.

Aber er vertrat ihr den Weg.

„Hier handelt es sich um eine Pflicht, der Sie sich nicht entziehen dürfen. Sie sind eine unverständige Mutter."

Gunlaug maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Wer hat dir gesagt, was ich bin?" versetzte sie, an ihm vorbeigehend.

„Sie selbst ... in diesem Augenblicke; denn sonst müßten Sie gesehen haben, daß das Kind zugrunde geht."

Gunlaug wandte sich um. Beider Augen begegneten sich. Sie sah, daß er bei der ausgesprochenen Meinung beharrte, und das machte sie besorgt. Sie hatte bisher nur mit Matrosen und Geschäftsleuten Umgang gehabt; eine solche Sprache hatte sie noch nie gehört.

„Was willst du denn mit meinem Kinde machen?" fragte sie.

„Zunächst will ich es lehren, was zum Heile seiner Seele notwendig ist; und dann werden wir sehen, was ferner aus ihm werden kann."

„Mein Kind soll nichts andres werden, als wozu ich es bestimme."

„Keineswegs; es soll werden, wozu Gott es bestimmt hat."

Gunlaug stutzte.

„Was willst du damit sagen?" fragte sie und trat näher.

„Damit will ich sagen, daß es die Fähigkeiten entwickeln muß, die Gott ihm gegeben hat; denn dazu hat er sie ihm verliehen."

Jetzt trat Gunlaug ganz nahe an ihn heran.

„Soll denn ich, die ich ihre Mutter bin, nicht über sie zu bestimmen haben?" fragte sie, als ob sie wirklich belehrt werden wollte.

„Allerdings," versetzte er; „aber Sie dürfen sich auch dem Rate von Leuten nicht verschließen, die mehr Einsicht haben; und vor allem müssen Sie auf den Willen Gottes hören."

Eine Weile beobachtete Gunlaug Schweigen.

„Aber wenn sie zuviel lernt?" begann sie von

neuem. „Sie, armer Leute Kind!“ setzte sie hinzu und sah die Tochter zärtlich an.

„Lernt sie zuviel für ihren Stand, so tritt sie eben dadurch in einen andern ein,“ erwiderte er.

Sie erfaßte sofort den Sinn seiner Worte, sagte aber, das Kind immer schwermütiger ansehend, leise vor sich hin: „Das ist gefährlich.“

„Darum handelt es sich hier nicht,“ versetzte er in mildem Tone, „sondern um das, was recht ist.“

Ihre scharfen Augen nahmen einen seltsamen Ausdruck an. Wieder sah sie ihn durchdringend an; aber es lag soviel Wahrheit in seiner Stimme, seinen Worten, seinen Zügen, daß Gunlaug sich besiegt fühlte. Sie trat zu ihrem Kinde, legte die Hände auf sein Haupt, vermochte aber kein Wort hervorzubringen.

„Ich werde sie von heute an bis zu dem Tage unterrichten, wo sie konfirmiert wird,“ sagte er, wie um ihr zu Hilfe zu kommen, „ich möchte mich dieses Kindes annehmen.“

„Du willst es mir also ganz entziehen?“

Er stutzte und sah sie fragend an.

„Du verstehst dies sicherlich besser als ich,“ brachte sie mit Anstrengung heraus; „und doch, hättest du nicht den Namen Gottes genannt ...“

Sie hielt inne. Während dieser Worte hatte sie der Tochter Haar zurechtgestrichen; jetzt nahm sie ihr Tuch ab und band es ihr um den Hals — das war die einzige Weise, in der sie ihre Einwilligung dazu gab, daß das Kind dem jungen Lehrer von nun an folgen möge. Dann eilte sie fort in das Haus, als wollte sie Petra nicht fortgehen sehen.

Bei diesem Benehmen der Mutter erfaßte ihn eine große Unruhe; denn mit einem Mal wurde ihm klar, welche Verantwortung er im jugendlichen Eifer übernommen hatte. Das Kind aber fürchtete sich vor dem, der zum ersten Male ihre Mutter zum Nachgeben gebracht hatte; und mit dieser gegenseitigen Furcht gingen sie zu ihrer ersten Unterrichtsstunde.

Bald konnte er bemerken, daß nicht bloß ihre Kenntnisse sich von Tag zu Tag mehrten, sondern auch ihr Verstand sich immer mehr entwickelte. So kam es, daß seine Gespräche mit ihr zuweilen eine ganz eigentümliche Richtung nahmen. Aus der biblischen und der Weltgeschichte führte er ihr oft Personen in einer Weise vor, daß er dabei auf den Beruf hinweisen konnte, den sie von Gott erhalten hatten. Mit Vorliebe verweilte er bei Saul, der wild umherschweifte, und bei dem Hirtenknaben David, der seines Vaters Herden weidete, bis Samuel kam und die Hand des Herrn auf ihn legte; am liebsten jedoch bei der Zeit, als der Herr selbst auf Erden wandelte, in dem Fischerdorfe haltmachte und seinen Ruf ertönen ließ. Und die armen Fischer erhoben sich und folgten dem Rufe — zu Not wie zu Tod, aber allzeit freudig; denn das Bewußtsein, den rechten Beruf erwählt zu haben, hebt über alle Widerwärtigkeiten hinweg.

Dieser Gedanke verfolgte Petra überall, so daß sie es endlich nicht mehr ertragen konnte; sie mußte ihn fragen, was denn ihr Beruf sei. Er sah sie an, bis sie über und über errötete; dann antwortete er, daß man durch redliche Arbeit seinen Beruf erreiche.

Er möge klein, bescheiden und mühevoll sein, aber jeder Mensch habe einen Beruf.

Da erfaßte sie ein großer Eifer; sie betrieb ihre Arbeiten mit der Kraft und Beharrlichkeit eines Erwachsenen, ja sogar mit ihren Spielen nahm sie es ernsthafter; aber sie selbst magerte dabei ab. Ihr Köpfchen wurde von den seltsamsten, abenteuerlichsten Wünschen erfüllt; sie wollte sich das Haar abschneiden lassen, sich als Knabe kleiden und hinausziehen in die Welt zu Kampf und zu Streit! Aber als ihr Lehrer eines Tages sagte, sie habe sehr schönes Haar, wenn sie es nur pflegen wollte, da ward es ihr sehr lieb, und um ihres langen Haares willen, gab sie den Gedanken auf, eine Heldin zu werden.

Seitdem war sie mehr denn je darauf bedacht, Mädchen zu sein, und ruhiger schritt ihre Arbeit fort, umschwebt von wechselnden Träumen.

Drittes Kapitel

Hans Ödegaards Vater war als junger Mann aus der Gemeinde Ödegaard im Stifte Bergen ausgewandert. Die Leute hatten sich seiner angenommen, und nun war er ein gelehrter Mann und strenger Prediger. Zugleich war er ein sehr ernsthafter Mann, weniger in Worten als in Taten. Er hatte ein „gutes Gedächtnis", wie die Leute sagten. Aber dieser Mann, der durch Beharrlichkeit alles zustande brachte, sollte an einem Punkte scheitern, wo er es am wenigsten erwartet hatte, und wo es ihn am schmerzlichsten berührte. Er hatte drei Töchter und

einen Sohn. Der Sohn, Hans, war der Stolz der Schule. Der Vater selbst leitete seine Studien und hatte täglich seine Freude an ihm. Hans hatte einen Freund, dem er beim Lernen soweit forthalf, daß er der zweitbeste in der Schule wurde, und der ihn deshalb nächst seiner Mutter über alles auf Erden liebte. Zusammen besuchten sie die Schule, zusammen gingen sie zur Universität; zugleich bestanden sie die beiden ersten Examina, und zugleich bereiteten sie sich zu demselben Amte vor. Eines Tages gingen sie, nachdem sie einen Studienplan entworfen, fröhlich die Treppe hinunter. Hans wollte in jugendlichem Übermut dem Kameraden auf den Rücken springen, aber dieser verlor das Gleichgewicht und fiel so unglücklich die Treppe hinunter, daß er einige Tage nachher tot war. Im Sterben bat der junge Mann seine Mutter, die Witwe war und in ihm ihr einziges Kind verlor, ihm zuliebe Hans an Kindes Statt anzunehmen. Die Mutter starb bald nach dem Sohne, und kraft ihres Testaments fiel ihr sehr bedeutendes Vermögen Hans Ödegaard zu.

Es währte Jahr und Tag, ehe Hans sich von diesem Schlage erholen konnte. Eine Reise ins Ausland machte ihn seinen Gram wenigstens soweit vergessen, daß er seine theologischen Studien wieder aufnahm und beendete; aber niemand vermochte ihn zu bewegen, ein Amt anzunehmen.

Des Vaters sehnlichste Hoffnung war gewesen, ihn als seinen Hilfsgeistlichen angestellt zu sehen. Aber jetzt war er nicht zu bewegen, auch nur ein einziges Mal die Kanzel zu besteigen; er gab stets dieselbe

Antwort: Er fühle keinen Beruf dazu in sich. Das war eine so bittere Täuschung für den Vater, daß es ihn um mehrere Jahre älter machte. Er hatte erst spät zu studieren begonnen und war jetzt ein alter Mann. Er hatte hart und stets mit diesem Ziele vor Augen gearbeitet. Nun saß der Sohn über ihm in demselben Hause und bewohnte eine Reihe von schön ausgestatteten Zimmern; und unter ihm in der kleinen Studierstube, bei der Lampe, die ihm trübe in die Nacht seines Greisenalters hineinleuchtete, saß unermüdlich arbeitend der alte Priester. Nach dieser schmerzlichen Täuschung konnte und wollte er keine fremde Hilfe annehmen; auch dem Rate des Sohnes, sich zur Ruhe zu setzen, wollte er nicht folgen, er kannte weder Sommer noch Winter Ruhe. Der Sohn aber machte alljährlich eine längere Reise ins Ausland. Wenn er zu Hause war, verkehrte er mit niemand, nur daß er mehr oder weniger schweigsam mittags an seines Vaters Tische aß. Wenn jemand ein Gespräch mit ihm anknüpfte, begegnete er einer überlegenen Klarheit und einem solchen Eifer für die Wahrheit, daß die Unterhaltung stets einen etwas peinlichen Anstrich erhielt. Nie sah man ihn in der Kirche; aber mehr als die Hälfte seiner Einnahmen spendete er zu wohltätigen Zwecken, wobei er nie verfehlte, hinsichtlich der Verwendung die genauesten Vorschriften zu geben.

Diese großartige Wohltätigkeit war so verschieden von den engherzigen Gewohnheiten des kleinen Städtchens, daß sie alle überwältigte. Hierzu kamen seine Zurückhaltung, seine häufigen Reisen ins Ausland

und die Scheu, mit ihm zu reden — und man wird begreifen, daß er in den Augen der Leute etwas wie ein geheimnisvolles Wesen wurde, dem man alle möglichen Eigenschaften und sein eigenes besseres Urteil unterlegte. Als dieser Mann sich herabließ, das Fischermädchen zum Gegenstande seiner täglichen Fürsorge zu machen, war es geadelt. Jetzt wollten auch andre Leute sich Petras annehmen, besonders Damen.

Eines Tages kam sie zu ihm in alle Farben des Regenbogens gekleidet; sie hatte sämtliche ihr geschenkten Kleidungsstücke angelegt, in dem Glauben, das würde so recht nach seinem Geschmack sein, da er sie stets sauber angezogen sehen wollte. Kaum hatte er sie erblickt, als er ihr verbot, jemals wieder Geschenke anzunehmen; er nannte sie eitel und töricht, sie strebe nur nach nichtigen Dingen und suche ihre Freude in Narrenspossen.

Als sie am andern Morgen mit verweinten Augen zu ihm kam, nahm er sie mit zu einem Spaziergang oberhalb der Stadt. Er hatte die Gewohnheit, ihr bei solchen Gelegenheiten bald diese, bald jene historische Persönlichkeit vorzuführen, wobei er, um ihr Interesse an dem bereits Bekannten lebendig zu erhalten, diese stets von einer neuen Seite betrachtete. Heute erzählte er ihr von David. Zuerst schilderte er ihn in seiner Jugend — schön von Gestalt, reich an Kräften und sorglosen Glaubens. Noch ehe er ein Mann geworden, nahm er teil an Triumphzügen. Vom Hirten wurde er zum Könige berufen; er, der in Höhlen gewohnt, erbaute die Stadt Jerusalem! In schöne Gewänder gehüllt, spielte er vor dem kran-

ten Saul die Harfe; als er aber selbst ein kranker König geworden, spielte und sang er für sich selbst, in die Lumpen der Reue gehüllt. Als er seine Großtaten vollbracht hatte, suchte er Erholung bei der Sünde. Da kam der Prophet und verhängte über ihn die Strafe des Herrn, und er ward abermals zum Kinde. David, der durch seine Lobgesänge das ganze auserwählte Volk so oft aufgerichtet hatte, lag selbst zerknirscht zu den Füßen des Herrn. War er größer, als er siegesgekrönt nach seinen eigenen Gesängen vor der Bundeslade tanzte oder als er in seinem Kämmerlein um Gnade flehte vor Gottes strafender Hand? . . .

In der Nacht nach diesem Gespräch hatte Petra einen Traum; ihr ganzes Leben hindurch hat sie ihn nicht vergessen können. Es träumte ihr, sie käme auf einem weißen Zelter im Triumphzuge herangeritten; aber gleichzeitig sah sie sich selbst in Lumpen gehüllt vor dem Pferde einhertanzen.

Längere Zeit nachher saß sie eines Abends an dem Saume des Waldes oberhalb der Stadt und studierte ihre Aufgaben, als Pedro Ohlsen, der seit jener Begegnung im Garten sich ihr immer wieder zu nähern gesucht hatte, nahe an ihr vorüberging und mit einem seltsamen Lächeln „guten Abend" flüsterte. Obgleich seit jener Zeit Jahre verstrichen waren, stand doch das Verbot der Mutter, mit Pedro zu reden, ihr noch so deutlich vor dem Geiste, daß sie den Gruß nicht erwiderte. Aber Tag für Tag ging er und stets mit demselben Gruß an ihr vorüber. Bald vermißte sie ihn schon, wenn er nicht kam. Nach kurzem richtete er im Vorbeigehen eine kleine Frage an sie; dann

wurden es zwei oder drei, und schließlich ergab sich ein förmliches Gespräch.

Eines Tages ließ er nach einer solchen Unterhaltung einen Silbertaler in ihre Schürze gleiten, worauf er seelenvergnügt rasch von dannen eilte. Nun war das aber wider das Verbot der Mutter, mit ihm zu reden, und gegen den Befehl Ödegaards, von niemand Geschenke anzunehmen. Das erste Verbot hatte sie nach und nach übertreten, und erst jetzt, da dessen Mißachtung zur Übertretung des andern geführt, ward sie sich dessen bewußt.

Um das Geld wieder loszuwerden, hielt sie den ersten besten, der ihr begegnete, an, um ihn in einer Konditorei zu traktieren; aber beim besten Willen war es ihnen nicht möglich, den ganzen Taler zu verzehren. Nachträglich bereute sie auch, daß sie den Taler verschwendet hatte, statt ihn zurückzugeben. Es war ihr, als brenne das übriggebliebene Geld ihr in der Tasche; sie nahm es und warf es ins Meer. Aber selbst dadurch war sie des Talers noch nicht ledig geworden — er hatte ihr bis in die Seele gebrannt. Wenn sie alles gestand, mußte sie von dem peinigenden Gedanken befreit werden, das fühlte sie. Aber der schreckliche Zorn, in den die Mutter damals geraten, sowie Ödegaards festes, herzliches Vertrauen zu ihr standen, jedes in seiner Weise, ihr abschreckend im Wege. Während die Mutter nichts sah, bemerkte Ödegaard sofort, daß sie etwas hatte, was sie unglücklich machte. Zärtlich fragte er sie eines Tages, was es sei, und als sie statt zu antworten in Tränen ausbrach, glaubte er, es herrsche Mangel bei ihnen zu Hause

und gab ihr zehn Taler. Daß sie nun trotz ihrer Sünde gegen ihn ein Geldgeschenk erhielt — Geld, das sie der Mutter ganz offen geben konnte, ehrliches Geld, das machte einen starken Eindruck auf sie; sie empfand das als eine Vergebung ihrer Schuld und überließ sich der ausgelassensten Freude. Sie nahm seine Hand zwischen ihre beiden Hände, dankte ihm, lachte und tanzte umher; das Entzücken strahlte durch ihre Tränen hindurch, während sie ihn mit einem Blick unendlicher Hingebung ansah, wie ein Hund seinen Herrn beobachtet, wenn er ihn begleiten darf. Er kannte sie nicht wieder. Sie, die sonst andächtig jedem seiner Worte lauschte, entzog sich seiner Herrschaft! Zum erstenmal fühlte er eine starke, wilde Natur in sich erstehen; zum erstenmal ergoß des Lebens Quelle ihren roten Strom über ihn, und er wich, heiß und wie von Purpur überströmt, zurück. Aber sie stürzte zur Tür hinaus und hinauf zu den Hügeln, um rasch nach Hause zu eilen. Dort angekommen, legte sie das Geld vor die Mutter hin und fiel ihr selbst um den Hals.

„Wer hat dir das Geld gegeben?" fragte die Mutter strenge.

„Ödegaard! Mutter, er ist der beste Mensch auf Erden!"

„Was soll ich mit dem Gelde?"

„Ich weiß es nicht — o Gott, Mutter, wenn du wüßtest...!" Und sie warf sich ihr wieder um den Hals — jetzt konnte und wollte sie ihr alles sagen.

Aber die Mutter schüttelte sie ungeduldig ab.

„Willst du mir ein Almosen aufnötigen? Bringe ihm das Geld sofort zurück! Wenn du ihm vorgeschwatzt hast, ich hätte es nötig, so hast du gelogen!"

„Aber Mutter...!"

„Auf dem Fleck bringst du ihm das Geld zurück, sag ich dir, oder ich gehe selbst und werf es ihm ins Gesicht, ihm, der mir mein Kind entfremdet hat!"

Die Lippen der Mutter bebten bei den letzten Worten. Petra wich zurück, wurde bleich und immer bleicher. Langsam öffnete sie die Tür, langsam ging sie aus dem Hause. — Ehe sie recht wußte, was sie tat, hatten ihre Finger den Zehntalerschein in kleine Stückchen zerrissen. Diese Tatsache rief in ihr einen Ausbruch der Entrüstung gegen die Mutter hervor.

„Aber Ödegaard darf nichts erfahren," murmelte sie vor sich hin. — „Nein, er soll alles wissen ... ihm will ich nichts vorlügen ..." Einige Zeit später stand sie in seinem Zimmer und sagte ihm, die Mutter wolle das Geld nicht annehmen und im Ärger darüber, daß sie es hätte zurückbringen sollen, habe sie den Schein zerrissen. Sie wollte noch mehr sagen, aber er sah sie kalt an, befahl ihr, sofort nach Hause zu gehen und gab ihr die Ermahnung mit auf den Weg, der Mutter stets zu gehorchen, auch wenn es sie hart ankomme. Das klang ihr doch etwas merkwürdig, denn sie wußte, daß er selbst nicht tat, was sein Vater am meisten wünschte. Auf dem Heimwege mußte sie ihrem Grame Luft machen; sie brach in Tränen aus, aber just da begegnete ihr Pedro Ohlsen. Sie hatte ihn all diese Zeit über gemieden und wollte das auch jetzt tun, denn er war an dem ganzen Unglück schuld.

„Wo bist du gewesen?“ fragte er, an ihrer Seite weitergehend. „Ist dir etwas Schlimmes zugestoßen?“

Die Sturmwogen ihres Gemüts gingen so hoch, daß sie sie hinschleudern konnten, wohin immer sie wollten; und die Sache recht erwogen, begriff sie nicht, warum die Mutter ihr verboten hatte, mit ihm zu verkehren. Es war wohl nur ein Einfall gewesen, das eine wie das andere.

„Weißt du, was ich getan habe?“ fragte er fast demütig, als sie stehenblieb. „Ich habe dir ein Segelboot gekauft ... Ich dachte, du könntest mal Lust bekommen zu segeln —“ und er lachte.

Dieses freundliche Geschenk, das ihr noch obendrein mit der Demut eines Bettlers angeboten wurde, rührte sie; sie nickte zum Zeichen der Einwilligung. Da kam Leben in ihn. Unter eifrigem Geflüster bat er sie, durch die Allee zur Rechten um die Stadt grade nach dem großen gelben Boothause zu gehen; dort werde er sie abholen, dort könne sie niemand sehen. Sie ging nach der angedeuteten Stelle. Er kam nach, vergnügt, aber ehrerbietig wie ein altes Kind, und brachte sie in das Boot. Sie segelten eine Weile mit einer leichten Brise umher und landeten dann an einer Insel, wo sie das Boot festmachten und ans Land stiegen. Er hatte allerhand Zuckerwerk für sie mitgebracht, das er ihr mit einer gewissen schüchternen Freude überreichte, dann zog er seine Flöte hervor und spielte ihr etwas vor. Als sie sah, wie glücklich er war, vergaß sie eine Weile ihren Kummer; und da die Freude schwacher Naturen uns wehmütig stimmt, fing sie unwillkürlich an, ihn liebzugewinnen.

Von diesem Tage an hatte sie vor der Mutter ein neues Geheimnis, und das brachte sie bald dahin, alles vor ihr geheimzuhalten. Gunlaug fragte nicht; sie vertraute blindlings, solange ihr Verdacht nicht rege gemacht war; dann mißtraute sie blindlings. Aber auch vor Ödegaard hatte Petra von diesem Tage an Geheimnisse, denn sie empfing manche Geschenke von Pedro Ohlsen. Auch Ödegaard fragte nicht; die Art und Weise, wie er ihr den Unterricht erteilte, wurde mit jedem Tage zurückhaltender. Petra gehörte somit allen dreien an; bei dem einen sprach sie nicht von dem andern, und so hatte sie vor jedem etwas zu verheimlichen.

Inzwischen war sie, ohne es selbst zu wissen, ein erwachsenes Mädchen geworden, und eines Tages teilte Ödegaard ihr mit, daß sie konfirmiert werden sollte.

Diese Nachricht erfüllte sie mit großer Unruhe, denn sie wußte, daß der Unterricht mit der Konfirmation ein Ende hatte; und was sollte dann mit ihr geschehen?

Die Mutter ließ eine Dachstube in ihrem Hause einrichten, denn nach der Konfirmation sollte Petra ihr eigenes Zimmer haben. Das unaufhörliche Hämmern und Klopfen erinnerte sie schmerzlich an die bevorstehende Trennung. Ödegaard bemerkte, daß sie mit jedem Tage stiller wurde; zuweilen sah er auch, daß sie sogar geweint hatte. Unter solchen Umständen machte der Religionsunterricht einen starken Eindruck auf sie, obgleich Ödegaard sehr sorgfältig alles vermied, was sie in eine gerührte Stimmung hätte bringen können. Eben aus diesem Grunde schloß er vier-

zehn Tage vor der Konfirmation den Unterricht mit der kurzen Bemerkung, dies sei die letzte Stunde. Hiermit meinte er die letzte Stunde, die er ihr gegeben. Allerdings wollte er noch weiter für sie sorgen, aber durch andere. Wie festgebannt blieb Petra sitzen; alles Blut wich ihr aus den Wangen; die Augen blickten starr auf den Boden. Er wurde unwillkürlich gerührt und beeilte sich, einen Grund anzugeben.

„Nicht alle jungen Mädchen sind ja bei ihrer Konfirmation schon erwachsen; aber du wirst zugeben, daß das mit dir der Fall ist."

Hätte sie in dem hellen Schein eines großen Feuers gestanden, sie würde nicht röter geworden sein, als sie es bei diesen Worten wurde; der Busen wogte, die großen unsicher blickenden Augen füllten sich mit Tränen — er wurde wankend in seinem Entschlusse.

„Sollen wir vielleicht dennoch fortfahren mit dem Unterricht?" fragte er rasch.

Erst als es zu spät war, fühlte er, was er getan hatte. Es war unrecht von ihm; er wollte sein Wort zurücknehmen, aber schon hatte sie ihre Augen zu ihm erhoben; kein Ja kam von ihren Lippen, und doch hätte es nicht ausdrucksvoller gesagt werden können. Um sich vor seinem eigenen Gewissen zu entschuldigen, suchte er einen Vorwand und fragte: „Möchtest du wohl jetzt etwas Besonderes zu lernen anfangen ... etwas, wozu du" — er neigte sich zu ihr herab — „Beruf fühlst, Petra?"

„Nein!" antwortete sie so rasch, daß er errötete und, sehr abgekühlt, von neuem in seine jahrelang

gepflegten Grübeleien versank; ihre unerwartete Antwort hatte diese wieder wach gerufen.

Daß sich etwas Eigentümliches in ihr regte, daran hatte er seit dem Tage, da er sie als Kind singend an der Spitze der Knabenkompanien des Ortes marschieren gesehen, nicht im mindesten gezweifelt. Aber je länger er sie unterrichtete, um so weniger konnte er sich über ihre eigentliche Begabung klar werden. In jeder Bewegung, in jedem Gedanken, in jedem Wunsche offenbarte sich geistige wie körperliche Lebensfülle, verklärt gleichsam durch den Schimmer einer eigenartigen Schönheit. Wenn sie aber etwas in Worte faßte oder gar zu Papier brachte, nahm es sich wie reine Kinderei aus. Sie schien die verkörperte Phantasie, aber er glaubte, darin fast nur Unruhe sehen zu müssen. Sie war sehr fleißig, aber sie verfolgte bei ihrem Studieren weniger den Zweck etwas zu lernen als vorwärts zu kommen — was auf der nächsten Seite des Buches stand, beschäftigte sie am meisten. Sie hatte religiösen Sinn, aber wie der Propst sich ausdrückte, keine Anlage zu einem religiösen Leben, und Ödegaard war nicht selten um sie besorgt. Jetzt war es ihm, als stände er wieder am Ausgangspunkte. Unwillkürlich versetzten ihn seine Gedanken zurück an die steinerne Treppe, wo er sich ihrer zuerst angenommen; wieder hörte er die Mutter mit ihrer scharfen Stimme ihm die Verantwortung auferlegen, weil er den Namen Gottes genannt. Nachdem er mehrmals im Zimmer auf- und niedergeschritten war, sammelte er sich wieder.

„Ich reise jetzt ins Ausland,“ sagte er mit einer gewissen Scheu; „ich habe meine Schwestern gebeten, sich deiner inzwischen anzunehmen, und wenn ich wieder zurückkomme, wollen wir uns die Sache weiter überlegen. Lebe wohl!... Wir sehen uns noch, eh' ich abreise.“

Er trat dann so rasch in das nächste Zimmer, daß sie ihm nicht einmal die Hand geben konnte.

Sie sah ihn an einem Orte wieder, wo sie es am wenigsten erwartet hatte, — in dem Priesterstuhle neben dem Chor, ihr grade gegenüber, als sie mit den andern Mädchen im Gange der Kirche stand, um konfirmiert zu werden. Das regte sie so auf, daß ihre Gedanken von der heiligen Handlung, auf die sie sich in demütigen Gebeten vorbereitet hatte, abgelenkt wurden. Ja selbst Ödegaards alter Vater blieb, als er vor den Altar treten wollte, um den Gottesdienst zu beginnen, stehen und sah ihn lange an.

Petra sollte in der Kirche noch einmal erschreckt werden; denn etwas weiter hinten saß Pedro Ohlsen in neuen steifen Kleidern; er reckte grade den Hals empor, um über die Köpfe der Knaben zu ihr in die Mädchenschar herüberzublicken! Er tauchte sofort wieder unter; aber wiederholt sah sie ihn den dünnbehaarten Kopf emporstrecken, um dann sofort wieder in der Menge zu verschwinden. Das zog ihre Gedanken ab; sie wollte nicht hinsehen, und doch sah sie hin. Da, plötzlich — grade als die andern tief ergriffen waren und manche sogar weinten — erschrak Petra, denn sie sah Pedro sich erheben und mit offenem Munde und starren Blicken wie versteinert stehen-

bleiben, unfähig, sich wieder zu setzen oder sich zu entfernen; ihm gegenüber stand Gundlaug, die sich zu ihrer vollen Höhe emporrichtete. Petra fuhr zusammen, als sie die Mutter erblickte, denn sie war so weiß wie das Altartuch. Ihr schwarzes krauses Haar schien sich zu sträuben, während ihre Augen plötzlich etwas Abstoßendes erhielten, als wollten sie sagen: „Fort von hier! Was hast du mit ihr zu tun!" Und in der Tat sank Pedro unter diesem Blicke auf die Bank zurück, und bald darauf schlich er zur Kirche hinaus. Dann wurde Petra ruhig, und je länger der Gottesdienst dauerte, um so ernster nahm sie daran teil. Als sie ihr Gelübde abgelegt hatte und wieder zurücktrat, blickte sie durch ihre Tränen hinüber zu Ödegaard, als dem, der allen ihren guten Vorsätzen am nächsten stand, und sie gelobte sich im Herzen, alles zu tun, um sein Vertrauen zu rechtfertigen. Seine treuen Augen, die leuchtend zu ihr zurückblickten, schienen sie um dieses Gelübde zu bitten. Aber als sie auf ihren Platz zurückgekehrt war und ihn noch einmal sehen wollte, war er verschwunden. Sie ging bald mit der Mutter nach Hause, die unterwegs die Worte fallen ließ: „Jetzt habe ich das meinige getan — möge der liebe Gott nun das seinige tun."

Als sie allein zu Mittag gegessen hatten, erhob sie sich und sagte: „Jetzt, denke ich, müssen wir zu ihm — dem Pastorssohne — gehen. Ich weiß zwar nicht, wozu all diese Wissenschaft dir nütze sein könnte, aber er hat es doch gut gemeint. Kleide dich wieder an, mein Kind!"

Der Weg zur Kirche, den die beiden so oft gemeinschaftlich zurückgelegt, führte um die Stadt herum. Auf der Straße aber hatten sie sich bisher nie zusammen sehen lassen; in der Tat hatte die Mutter seit ihrer Rückkehr kaum einen Fuß darauf gesetzt. Heute jedoch betrat sie die Straße; sie wollte sie ihrer ganzen Länge nach durchschreiten und zwar an der Seite ihrer erwachsenen Tochter.

An Konfirmationstagen sind die Bewohner einer solchen kleinen Stadt nachmittags sämtlich auf der Wanderung, entweder um von Haus zu Haus Gratulationsbesuche zu machen, oder um auf den Straßen herumzugaffen und sich begaffen zu lassen. Bei jedem Schritt bleibt man stehen, wechselt Grüße, schüttelt sich die Hände und wünscht Glück. Des armen Mannes Kind erscheint in den abgelegten Kleidern der Reichen und zeigt sich auf der Straße, um sich zu bedanken. Die Matrosen der Stadt, die Mütze auf einem Ohr, bilden die Elite in ihrem ausländischen Putze; die Stutzer des Ortes, die Handlungsdiener, die sich beim Grüßen einer ganz besondern Liebenswürdigkeit befleißigen, gehen scharenweise umher, während die halberwachsenen Knaben der Lateinischen Schule, jeder seinen besten Freund am Arme, hinterdrein schlendern und mit schlechten Witzen um sich werfen.

Aber heute wurden sie samt und sonders in den Schatten gestellt von dem Löwen des Städtchens, dem jungen Kaufmann, dem reichsten Manne des Ortes, Yngve Vold, der soeben aus Spanien zurückgekehrt war, um sofort den großen Fischhandel seiner Mut-

ter zu übernehmen. Mit seinem hellen Hute auf dem hellen Haar machte er eine so glänzende Figur auf der Straße, daß die jungen Konfirmanden fast vergessen wurden. Alle hießen ihn willkommen, mit allen sprach er, allen lachte er zu, an allen Ecken und Enden der Straße sah man den hellen Hut auf dem hellen Haar und hörte man sein helles Lachen.

Als Petra und ihre Mutter die Straße entlang kamen, war er der erste, dem sie begegneten, und er fuhr, als wäre er auf eine Schreckgestalt gestoßen, bei dem Anblick Petras zurück; denn er erkannte sie nicht wieder. Sie war groß geworden — zwar nicht so groß wie die Mutter, aber doch größer als die andern Mädchen, anmutig, fein und keck; ganz wie die Mutter und doch wieder ganz anders als diese. Selbst der junge Kaufmann, der ihnen folgte, vermochte die Blicke der Vorübergehenden nicht mehr auf sich zu ziehen; die beiden, Mutter und Tochter vereint, waren für den Ort eine weit fremdartigere Erscheinung. Sie gingen rasch, ohne zu grüßen, da sie selten von andern als Seeleuten gegrüßt wurden. Aber noch mehr beschleunigten sie ihre Schritte, als sie desselben Weges zurückkamen, denn sie hatten gehört, daß Ödegaard soeben das Haus verlassen und sich nach dem Dampfer begeben hatte, der im Begriffe war abzusegeln. Besonders Petra eilte immer mehr; sie mußte, ja, sie mußte ihn noch einmal sehen und ihm danken, ehe er fortging; in der Tat, es würde unrecht von ihm sein, sie in dieser Weise zu verlassen! Für keinen der vielen Zuschauer hatte sie Augen, ihre Blicke galten dem Rauche des Dampfschiffes, der über die

Dächer hinzog und sich mehr und mehr zu entfernen schien.

Als sie bei der Schiffbrücke ankamen, machte der Dampfer gerade los, und mit Tränen in den Augen eilte sie weiter hinaus in die Allee; sie sprang mehr als sie ging; die Mutter folgte rasch nach. Da der Dampfer einige Zeit gebraucht hatte, um im Hafen zu wenden, kam sie früh genug, um hinunter zum Strande zu eilen, auf einen Stein zu steigen und mit ihrem Taschentuche zu wehen. Die Mutter war in der Allee zurückgeblieben, sie wollte der Tochter nicht bis hinunter zum Strande folgen; Petra winkte — hoch und immer höher schwenkte sie ihr Tuch; aber da war niemand, der zurückgewinkt hätte.

Da überwältigte sie der Schmerz, und sie brach in lautes Weinen aus, so daß sie hinter der Stadt nach Hause zurückgehen mußte. Schweigend folgte die Mutter.

Das Dachstübchen, das die Mutter ihr heute geschenkt und in dem sie in der vorigen Nacht zum erstenmal geschlafen und heute morgen mit so großer Freude ihre neuen Kleider angelegt hatte — jetzt am Abend empfing es sie in Tränen aufgelöst und ohne daß sie auch nur einen Blick um sich warf; sie wollte nicht hinuntergehen, da Seeleute und Gäste gekommen waren; sie legte ihre Konfirmationskleider ab und setzte sich auf ihr Bett bis die Nacht hereinbrach. Ach, erwachsen zu sein, schien ihr das größte Unglück auf Erden!

Viertes Kapitel

Kurz nach der Konfirmation ging Petra eines Tages zu Ödegaards Schwestern, merkte jedoch bald, daß ihr Lehrer sich in diesem Punkte geirrt haben müsse, denn der Propst nahm gar keine Notiz von ihr, und seine Töchter, beide älter als Ödegaard, taten sehr steif und vornehm. Sie begnügten sich damit, ihr eine sehr dürftige Nachricht vom Bruder mitzuteilen darüber, was sie in Zukunft zu tun habe. Den ganzen Vormittag sollte sie in einem Hause außerhalb der Stadt häusliche Arbeiten verrichten helfen und des Nachmittags in die Nähschule gehen; schlafen, frühstücken und zu Abend essen sollte sie zu Hause.

Sie folgte dieser Anordnung und fand sie recht angenehm, solange sie den Reiz der Neuheit hatte; aber später, besonders als es Sommer geworden, begann sie der Sache überdrüssig zu werden, denn um diese Zeit hatte sie sonst fast den ganzen Tag am Rande des Waldes gesessen und in ihren Büchern gelesen; jetzt vermißte sie das auf das schmerzlichste, wie sie auch Ödegaard und seine lehrreiche Unterhaltung vermißte. Wie aber die Sache lag, mußte sie sich eben mit dem zufrieden geben, was ihr geboten wurde.

Um diese Zeit besuchte ein junges Mädchen die Nähschule, das Lise Let*) hieß — das heißt „Lise", aber nicht „Let". Let war der Name eines jungen Seekadetten, der in den Weihnachtsferien zu Hause gewesen und sich mit ihr, als sie noch ein Schulmädchen war, auf dem Eise verlobt hatte. Lise verschwor

*) Leicht, leichtsinnig

sich hoch und teuer, daß es nicht wahr sei und begann gleich zu weinen, wenn man darauf anspielte; indes hieß sie seitdem nur Lise Let. Die kleine muntre Lise Let weinte oft und lachte oft; aber ob sie weinte oder lachte, immer dachte sie an Liebe. Ein wahrer Schwarm von neuen abenteuerlichen Gedanken erfüllte bald die Nähschule. Streckte eine die Hand nach der Garnwinde aus, so machte sie einen Antrag, und die Garnwinde nahm entweder an oder gab einen Korb; die Nadel verlobte sich mit dem Faden, und der Faden opferte sich Stich für Stich für die Grausame; die sich stach, vergoß ihr Herzblut; die eine Nadel verwechselte war treulos. Flüsterten zwei miteinander, so mußte etwas Merkwürdiges geschehen sein; und bald flüsterten zwei andre und dann noch zwei, bis sie alle am Flüstern waren. Eine jede hatte ihre Busenfreundin, und es gab tausend Geheimnisse zu erzählen — es war nicht zu ertragen.

Eines Nachmittags stand Petra in der Dämmerung vor dem mütterlichen Hause. Sie hatte ein Umschlagetuch um den Kopf gewunden, denn es fiel ein feiner Staubregen. Sie lugte in den Flur hinein, wo ein junger Seemann stand und einen Walzer pfiff. Mit beiden Händen hielt sie das Tuch unter dem Kinn zusammen, so daß nur Nase und Augen sichtbar waren; aber der Seemann entdeckte ohne Mühe, daß sie ihm zublinkte und eilte daher an ihre Seite.

„Höre, Gunnar, willst du einen Spaziergang machen?“

„Aber es regnet ja.“

„Pah, ist das ein Grund!“

Und so gingen sie nach einem kleinen Hause weiter am Berge hinauf.

„Kauf mir ein paar Kuchen — von denen mit Rahm: du weißt ja!“

„Du willst auch immer Kuchen haben.“

„Mit Rahm!“

Er ging hinein und holte ihr einige. Sie streckte die eine Hand unter dem Tuche hervor, nahm die Kuchen und ging schmausend weiter. Als sie oberhalb der Stadt angekommen waren, reichte sie ihm ein Stück Kuchen und sagte: „Höre, Gunnar, wir haben uns immer so gern leiden mögen, du und ich, ich habe dich von all den Burschen immer am liebsten gehabt! Du glaubst das wohl nicht? Aber ich versichere dich, Gunnar, es ist wahr. Jetzt bist du Untersteuermann und wirst bald ein eignes Schiff haben. Eigentlich müßtest du dich nun verloben... Lieber, warum issest du den Kuchen nicht?“

„Ich hatte grade ein Stückchen Tabak in den Mund genommen.“

„Nun, was antwortest du mir?“

„O ... es hat keine Eile.“

„Keine Eile!... Reisest du denn nicht übermorgen ab?“

„Ja, aber ich komme doch bald wieder.“

„Aber wer weiß, ob ich dann Zeit habe ... und Gott weiß, wo ich dann sein werde...“

„Also ich soll mich mit dir verloben?“

„Versteht sich, Gunnar!... Das hätte dir doch gleich klar sein müssen... Aber du bist immer so

dumm gewesen; darum bist du auch nur Seemann geworden."

„Oh, das bereue ich gar nicht ... es ist eine ganz schöne Sache, Seemann zu sein."

„Freilich, deine Mutter hat ja ein eignes Schiff ... Aber was sagst du nun ... Du bist so maulfaul!"

„Ja, was soll ich sagen?"

„Was du sagen sollst! Hahahaha! .. Vielleicht willst du mich gar nicht haben!?"

„Ach Petra, das weißt du ja wohl besser ... Aber ich glaube nicht, daß ich mich auf dich verlassen kann."

„Warum nicht, Gunnar? Ich will dir so treu sein, so treu ...!"

Einen Augenblick blieb er stehen.

„Laß mich dir in die Augen blicken, Petra."

„Warum denn?"

„Ich will sehen, ob es dir ernst ist."

„Meinst du, Gunnar, ich scherzte?"

Sie war böse und schlug das Tuch zurück.

„Ja, Petra, wenn es dir wirklich aufrichtig ernst ist, so gib mir einen Kuß ... zur Probe ... denn man weiß doch, was das zu bedeuten hat."

„Bist du verrückt!"

Sie schlug das Tuch wieder zusammen und ging weiter.

„Warte, Petra, warte; begreifst du das denn nicht? Wenn wir Liebesleute sind ..."

„Ach, halt den Mund!"

„Nun, ich sollte denken, ich weiß, was in dieser Beziehung Brauch ist; denn was Welterfahrung an-

geht, bin ich dir doch bedeutend überlegen. Bedenke nur, was ich alles gesehen habe ..."

„Bah! du hast gesehen wie ein Dummkopf, und du redest, wie du gesehen hast."

„Was verstehst du denn darunter: Liebesleute sein, Petra? In der Tat, das möchte ich von dir wissen ... Bergauf, bergab hintereinander herlaufen, das ist doch ein armseliges Vergnügen."

„Ja, diesmal hast du freilich Recht," lachte sie und blieb stehen. „Aber nun höre, Gunnar! Während wir hier stehen und ein wenig Luft schöpfen — puh! — will ich dir sagen, wie Liebesleute sich zu betragen haben. Wenn du hier in der Stadt bist, mußt du jeden Abend vor der Nähschule warten und mich nach Hause begleiten, bis vor unsre Tür; bin ich anderswo, so mußt du mich auf der Straße erwarten, bis ich herauskomme. Bist du aber auf Reisen, so mußt du mir schreiben und mir schöne Sachen kaufen und nach Hause schicken ... Und dann müssen wir uns mit Ringen beschenken, der eine mit meinem und der andre mit deinem Namen, sowie mit Jahr und Datum versehen; aber ich habe kein Geld, daher mußt du alle beide Ringe kaufen."

„Das will ich gern tun, aber ..."

„Was hast du nun wieder für ein Aber?"

„Du lieber Gott, ich wollte nur sagen, dann müßte ich doch das Maß von deinem Finger haben."

„Nun, das kannst du sofort bekommen."

Sie riß einen Grashalm ab, nahm das Maß und biß ihn ab. „So, daß du ihn aber nicht fortwirfst!"

Er legte ihn in ein Stückchen Papier und tat

dies in seine Brieftasche. Sie sah zu, bis die Brieftasche wieder sicher eingesteckt war.

„Nun laß uns weitergehen; ich bin es müde, hier noch länger zu stehen."

„Aber ich glaube in der Tat, Petra, das ist doch ein bißchen schäbig."

„Nun, wenn du nicht willst, mein schöner Prinz, mir ist's ganz gleich."

„Versteht sich, will ich — so meinte ich es nicht ... Aber willst du mich denn nicht einmal deine Hand drücken lassen?"

„Warum?"

„Zum Zeichen, daß wir nun wirklich verlobt sind."

„Wie närrisch! Ist denn das ein Zeichen, wenn wir einander bei der Hand fassen! ... übrigens kannst du meine Hand bekommen, wenn du sie haben willst — da ist sie! ... Nein, nicht drücken, Mosjö, das bitt' ich mir aus!"

Sie zog ihre Hand zurück und versteckte sie wieder unter dem Tuche; aber plötzlich hob sie das Tuch empor, so daß das ganze Gesicht frei wurde.

„Wenn du's aber jemand erzählst, Gunnar, so sage ich, es ist nicht wahr! — So, nun weißt du Bescheid!"

Sie lachte und begann den Berg hinabzugehen. Nach einer Weile blieb sie stehen und sagte: „Morgen ist die Nähschule erst um neun Uhr aus ... dann mußt du mich hinter dem Garten erwarten — hörst du!"

„Gut."

„Ja, aber nun mußt du gehen."

„Willst du mir denn nicht einmal die Hand zum Abschied geben?“

„Ich begreife nicht, was du immer mit meiner Hand zu tun hast... Nein, jetzt bekommst du sie nicht... Lebe wohl!“ rief sie laut und sprang auf und davon.

Am nächsten Abend wußte sie es so einzurichten, daß sie die Schule zu allerletzt verließ. Es war beinahe zehn Uhr, als sie ging; aber als sie aus dem Garten trat — da war kein Gunnar zu sehen! Sie hatte sich auf alle möglichen Unfälle gefaßt gemacht, aber nicht hierauf. Sie fühlte sich so tief gekränkt, daß sie lange wartete, lediglich, um es ihm ordentlich heimzugeben, wenn er schließlich doch noch kommen sollte. Übrigens wurde ihr die Zeit in der angenehmsten Weise verkürzt, während sie auf und ab spazierte. Der kaufmännische Gesangverein hatte nämlich soeben in einem benachbarten Hause bei offenen Fenstern seine Übungen begonnen. Durch die würzige Abendluft schwebten die Töne eines spanischen Liedes zu ihr herab und lockten ihre Gedanken so lange, bis sie nach Spanien versetzt war, wo sie von einem offenen Balkon ihr Lob singen hörte. Spanien war das Land ihrer Sehnsucht; denn Sommer für Sommer kamen die dunkeln spanischen Schiffe in den Hafen, und dann ertönten auf den Straßen spanische Lieder, und Ödegaards Zimmer war geschmückt mit einer Reihe schöner spanischer Schildereien... Vielleicht war er jetzt wieder dort — und sie war bei ihm! Aber plötzlich wurde sie wieder in ihre nordische Heimat zurückversetzt, denn Gunnar kam rasch hinter dem Apfel-

baum hervor — endlich! Sie eilte auf ihn zu, aber es war nicht Gunnar, sondern der soeben aus Spanien heimgekehrte Yngve Vold mit dem hellen Hut auf dem hellen Haar.

„Ha—ha—ha—ha!“ ertönte das helle Lachen. „Hielten Sie mich für einen andern?“

Sie leugnete das aufs bestimmteste und lief zornig fort. Aber er eilte ihr nach, in einemfort schwatzend, während er lief und zwar ungemein schnell und mit jener verschwommenen Aussprache, wie sie sich Leute angewöhnen, die mehrere Sprachen sprechen.

„O ich kann es leicht mit Ihnen aufnehmen, denn ich laufe ausgezeichnet ... Es nützt Ihnen nichts ... Ich muß mit Ihnen reden ... Heute ist es schon der achte Abend, daß ich hier auf und ab gehe ...“

„Der achte Abend!“

„Ja, der achte Abend, ha—ha—ha! Und mit Vergnügen würde ich nochmals acht Abende hier herumwandern, denn wir beide passen zusammen — nicht wahr? ... Es nützt Ihnen nichts ... Ich verlasse Sie nicht, denn jetzt sind Sie müde, das seh' ich.“

„Nein, das bin ich nicht!“

„Ja, das sind Sie doch!“

„Nein, das bin ich nicht!“

„Ja, das sind Sie doch! ... So reden Sie, wenn Sie nicht müde sind!“

„Ha—ha—ha!“

„Ha—ha—ha!“ Das nenn' ich kein Reden!“

Und dann blieben sie stehen. Rasch wurden einige Redensarten gewechselt — halb im Ernst und halb im Scherz. Dann sprach er in glühenden Worten von

Spanien; ein Bild verdrängte das andere, und schließlich verwünschte er den kleinen Ort zu ihren Füßen bis ins Innerste der Erde.

Anfangs lauschte Petra mit leuchtenden Augen, der Fluch sauste an ihren Ohren vorbei wie ein Windstoß, während ihre Blicke an einer goldenen Kette, die zweimal um seinen Hals geschlungen war, auf- und abglitten.

„Ja," sagte er rasch und zog das Ende der Kette, an dem ein Kreuz befestigt war, hervor, „schauen Sie! Die nahm ich heute abend mit, um sie im Gesangverein zu zeigen; sie ist aus Spanien, — ich muß Ihnen ihre Geschichte erzählen!"

Und er begann also: „Als ich mich im Süden Spaniens aufhielt, besuchte ich einst ein Schützenfest und gewann den Preis. Man überreichte ihn mir mit folgenden Worten: Nehmen Sie diese Kette mit nach Norwegen und übergeben sie sie als ehrerbietige Huldigung spanischer Kavaliere dem schönsten Weibe Ihrer Heimat. Dann folgten Beifallsrufe, Fanfaren ertönten, die Fahnen wurden geschwenkt, die Kavaliere klatschten in die Hände, und ich empfing den Preis."

„Ach, wie herrlich!" rief Petra. Denn ihre Phantasie malte ihr sofort das spanische Fest aus mit den spanischen Farben und Liedern; da standen die gebräunten Spanier, beleuchtet von der glühenden Abendsonne, an den Weinbergen und sendeten ihre Gedanken an das schönste Weib im Schneelande.

Trotz all seiner Einbildung und seines phantastischen affektierten Wesens war Yngve ein gutmütiger Mensch; und so blieb er jetzt stehen und fuhr fort, ihr

von Spanien zu erzählen. Mehr und mehr steigerte sich Petras Sehnsucht und, ganz und gar in jenes wundervolle Land versetzt, begann sie ein spanisches Lied zu summen, das sie vor kurzem gehört hatte, und nach und nach fingen ihre Füße an, sich im Takte zu bewegen.

„Wie, Sie können spanische Tänze tanzen!" rief er aus.

„Ja, ja, ja," trällerte sie im Takte des Tanzes und schnalzte, die Kastagnetten nachahmend, mit den Fingern, denn sie hatte spanische Seeleute tanzen sehen.

„Ihnen gebührt der Preis der spanischen Kavaliere!" rief er entzückt. „Sie sind das schönste Weib, das ich je gesehen!"

Ehe sie begriff, was er wollte, hatte er die goldene Kette abgenommen und sie ihr mit großer Geschicklichkeit mehrmals um den Hals gewunden. Aber als sie zur Besinnung kam, wurde ihr Antlitz von der ihr eigentümlichen tiefen Schamröte übergossen, und Tränen stürzten ihr in die Augen, so daß jetzt er, der von einer Entzückung in die andre gefallen, über seine Keckheit in die größte Verlegenheit geriet; er wußte nicht, was er ferner machen sollte, und nur das eine fühlte er, daß er nicht bleiben durfte. Und er ging . . .

Noch um Mitternacht stand sie mit der Kette in der Hand an dem offenen Fenster ihres Dachstübchens. Freundlich lag die Spätsommernacht über der Stadt, dem Fjord und den fernen Bergen. Von der Straße herauf tönte wieder der spanische Sang; denn der Verein hatte Yngve Vold nach Hause geleitet. Jedes

Wort war vernehmlich. Das Lied handelte von einem schönen Kranze. Nur zwei Stimmen sangen die Worte, die andern summten die Gitarrenbegleitung dazu:

Nimm den Kranz, er ist für dich,
Nimm ihn hin und denk an mich.
Von den Schönen der schönsten Maid
Ist das grünste Blatt geweiht;
Diese Blume, zart und weiß,
Ist der sanften Anmut Preis;
Dieser Knospe volle Pracht
Ist der Hold'sten zugedacht;
Dieses Grün so frisch und rein
Soll der Reinsten Sinnbild sein.
Nimm den Kranz, er ist für dich,
Nimm ihn hin und denk an mich.

*

Als Petra am andern Morgen die Augen aufschlug, war sie in einem von der Sonne ganz und gar durchglühten Walde gewesen; die breitblättrigen Bäume waren alle mit goldenem Regen beschwert, und von ihnen herab hingen lange, funkelnde Dolden, die sie fast berühren konnte, als sie durch den Wald dahinschritt. Sofort erinnerte sie sich der Kette, ergriff sie und hing sie über ihr weißes Leinenzeug. Dann legte sie ein schwarzes Tuch über das Linnen und die Kette darauf, denn auf Schwarz nahm sie sich besser aus. Noch immer im Bette sitzend, betrachtete sie sich in einem kleinen Handspiegel. Sollte sie denn wirklich so schön sein?... Sie stand auf, um ihr Haar zu flechten und wieder in den Spiegel zu schauen. Aber dann dachte sie an die Mutter, die von alledem noch

nichts wußte, weshalb sie sich beeilte; es drängte sie, schnell herunterzukommen und ihr alles zu erzählen. Grade als sie mit dem Ankleiden fertig war und sich die Kette um den Hals hängen wollte, fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, was wohl die Mutter dazu sagen würde, — ja, was alle andern Leute sagen würden, und was sie antworten sollte, wenn sie gefragt würde, warum sie diese kostbare Kette trage. Da eine derartige Frage ihr durchaus vernünftig erschien, fiel sie ihr schwer und immer schwerer aufs Herz, so daß sie endlich eine kleine Dose hervorzog, die Kette hineinlegte und die Dose in die Tasche steckte. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie, was es heißt arm zu sein.

Sie ging an diesem Morgen nicht zur Arbeit. Oberhalb der Stadt, an der Stelle, wo sie die Kette bekommen hatte, blieb sie die ganze Zeit sitzen und hielt sie immerfort in der Hand mit einem Gefühl, als hätte sie sie gestohlen. Am Abend wartete sie hinter dem Garten noch länger auf Yngve Vold als sie am vorhergehenden Abend auf Gunnar gewartet hatte, denn sie wollte ihm die Kette zurückgeben. Aber gleichwie das Schiff, mit dem Gunnar fuhr, am Tage vorher unerwartet die Anker gelichtet hatte, weil es in der nächsten Stadt eine ausgezeichnete Ladung erhalten sollte, so mußte auch Yngve Vold, der Reeder des Schiffes, in der gleichen Angelegenheit an diesem Tage abreisen. Da er mehrere Geschäfte zu besorgen hatte, blieb er drei Wochen fort.

Während dieser drei Wochen war die Kette nach und nach aus der Tasche in ein Schubfach der Kom-

mode gewandert, von dort in ein Konvolut und das Konvolut in ein geheimes Fach. Petra selbst hatte inzwischen eine wehmütige Entdeckung nach der andern gemacht. Zum erstenmal ward sie sich völlig des Abstandes bewußt, der sie von den vornehmen Damen der Stadt trennte. Die hätten die Kette tragen können, ohne daß sie jemand nach dem Warum und Woher gefragt hätte. Aber einer solchen hätte Yngve Vold die Kette nicht anzubieten gewagt, ohne daß er ihr zugleich seine Hand angetragen hätte. Nur dem Fischermädchen gegenüber hatte er so etwas gewagt. Wenn er ihr etwas schenken wollte, warum hatte er ihr denn nicht etwas gegeben, das sie gebrauchen konnte? Er hatte sie wohl nur verhöhnen wollen, als er ihr etwas gab, das sie nicht tragen konnte... Die Geschichte von der Schönsten war nur eine Fabel; denn wäre die Kette ihr aus diesem Grunde zuerkannt worden, so würde er sie ihr nicht bei Nacht und Nebel gegeben haben... Ärger und Scham nagten um so empfindlicher an ihr, als sie früher den Vorsatz gefaßt hatte, niemand zu trauen. Kein Wunder daher, daß als Petra ihm das erstemal wieder begegnete, ihm, um den sich all die zornigen und entrüsteten Gedanken drehten, sie so tief errötete, daß er es mißdeuten mußte, und sie nur noch mehr errötete, als sie das fühlte. Sie eilte schnell nach Hause, steckte die Kette zu sich und setzte sich, obgleich es noch heller Tag war, oberhalb der Stadt an den Weg, um ihn zu erwarten; jetzt sollte er sie zurück haben!

Sie zweifelte nicht im mindesten, daß er kommen würde, denn auch er war bei ihrem Anblick errötet,

obgleich er so lange Zeit fortgewesen. Aber bald begannen die Gedanken zu seinen Gunsten zu reden: Er würde nicht rot geworden sein, wenn sie ihm gleichgültig gewesen wäre; er würde früher gekommen sein, wenn er früher zu Hause gewesen wäre. Es begann zu dämmern, denn in den letzten drei Wochen hatten die Tage bedeutend abgenommen. Aber in der Dunkelheit ändern sich oft unsere Gedanken. Sie saß dicht am Wege, zwischen den Bäumen und konnte alles übersehen, aber selbst nicht gesehen werden. Als sie eine Weile vergebens gewartet hatte, loderten allerlei widerstreitende Gefühle in ihr auf. Sie lauschte bald bangend, bald ärgerlich. Jeden, der vorüberging, hörte sie lange, bevor er sichtbar wurde — auf ihn hoffte sie vergebens! Vögel, die im Halbschlummer ihren Sitz zwischen den Blättern wechselten, erschreckten sie, mit solcher Spannung lauschte sie. Jeder von der Stadt kommende Ton, jeder Ruf erregte ihre Aufmerksamkeit. Ein großes Schiff lichtete unter dem Singen der Matrosen die Anker. Heute nacht sollte es hinausbugsiert werden, um mit der ersten Morgenbrise abzusegeln. Oh, könnte sie mit hinausfahren auf das große Weltmeer! Dorthin ging ihr Sehnen. Der Gesang wurde ihr eigener, die Taue, die das Gangspill emporwanden, hoben auch sie — wohin? ... Da, da zeigte sich der helle Hut auf dem Wege, ihr grade gegenüber! ... Sie sprang auf und lief davon, und während des Laufens erinnerte sie sich, daß sie nicht hätte fliehen sollen; das war ein neuer Fehler, darum blieb sie stehen. Er trat heran; sie suchte sich hinter den Bäumen zu verbergen. Als er sie erreicht

hatte, atmete sie so stark, daß er jeden Atemzug, den sie tat, hören konnte, und die gleiche Gewalt, die sie das erste Mal in ihrem Entzücken über ihn errang, übte sie heute in ihrer Furcht auf ihn aus. Er schien sehr schüchtern, ja sogar verwirrt zu sein und flüsterte: „Haben Sie keine Furcht!"

Aber sie bebte nur noch mehr. Da wollte er ihr Vertrauen einflößen, indem er ihre Hand ergriff; aber kaum fühlte sie seine Hand, da sprang sie auf, als hätte sie sich am Feuer verbrannt und lief wieder davon, während er zwischen den Bäumen zurückblieb.

Sie lief nicht weit; bald ging ihr der Atem aus. Wild pochte ihr Herz, es war, als wollte es die Brust sprengen. Sie preßte die Hand dagegen und horchte. Sie hörte Tritte im Grase, ein Rascheln im Laube ... Er kam, und grade auf sie zu — sah er sie? ... Nein, er sah sie nicht! ... Ja, er sah sie! ... Nein, er ging vorüber! Geist und Körper waren in Aufruhr, die plötzliche Spannung war zu stark, ihre Kräfte verließen sie, erschöpft und ermattet sank sie hin.

Es dauerte geraume Zeit, ehe sie sich wieder erhob; dann schritt sie langsam den Berg hinab, blieb bald stehen und ging bald weiter, wie jemand, der kein bestimmtes Ziel hat. Als sie den Weg wieder erreicht hatte, saß er dort, sie geduldig erwartend! ... Jetzt erhob er sich. Sie hatte ihn nicht gesehen, denn sie schritt wie in einem Nebel dahin; sie stieß einen schwachen Schrei aus, aber sie regte sich nicht, sie drückte nur die Hände vor die Augen und weinte. Das ergriff Yngve Vold so stark, daß seine sonst so

rührige Junge verstummte. Dann sagte er mit eigentümlicher Bestimmtheit: „Heut abend rede ich mit meiner Mutter... Morgen wird sich alles klären. In einigen Tagen gehst du ins Ausland, und dann wirst du meine Frau!"

Er wartete auf Antwort; er erwartete, daß sie wenigstens aufblicken würde; aber das tat sie nicht. Er deutete das in seiner Weise.

„Du antwortest nicht?... Du kannst nicht! Gut ... Vertraue auf mich; denn von diesem Augenblick an bist du mein!... Gute Nacht!"

Und er ging.

Sie stand da wie in einem Nebel; eine leichte Furcht beschlich sie; dann schien es, daß die Nebel sich zerteilen wollten; aber alles blieb Nebel...

Da Yngve Vold drei Wochen hindurch ausschließlich ihre Gedanken in Anspruch genommen hatte, ward es ihr nicht allzuschwer, dieses neue Wunder ihrer Phantasienkette anzureihen. Er war der reichste Mann des Ortes, aus einer der ältesten Familien, und ohne alle Rücksicht darauf, wollte er sie zu sich emporheben. Das war so durchaus verschieden von dem, was sie in der langen Zeit des Leidens und des Grames sich gedacht, daß es allein schon hinreichte, sie überglücklich zu machen; aber sie wurde es noch weit mehr, wenn sie sich die neuen Verhältnisse vorstellte. Sie sah sich allen andern gleichgestellt und nahe am Ziel aller ihrer unklaren Wünsche. Sie sah vor allen Dingen Yngve Volds größtes Schiff an ihrem Hochzeitstage mit Flaggen geschmückt im Hafen liegen; sie sah, wie sie, nachdem die Kanonen abgefeuert und die Raketen

emporgezischt, mit ihm an Bord stieg und hinüberfuhr nach Spanien, wo die Hochzeitssonne glühte!

*

Als sie am folgenden Tage erwachte, trat das Dienstmädchen herein und sagte, es sei bereits halb zwölf. Petra fühlte einen heftigen Hunger; man gab ihr zu essen, aber ihr Hunger war nicht zu stillen. Sie hatte starkes Kopfweh und empfand eine große Müdigkeit — sie schlief wieder ein. Als sie gegen drei Uhr wieder erwachte, fühlte sie sich wohl. Die Mutter kam herauf und meinte, sie habe gewiß eine Krankheit weggeschlafen; sie selbst pflegte sich nämlich dieses Mittels gegen ihre Krankheiten zu bedienen. Aber nun müsse sie aufstehen, denn es sei Zeit in die Nähschule zu gehen. Petra saß aufrecht im Bette, den Kopf auf den Arm gestützt; ohne aufzublicken, antwortete sie, daß sie die Nähschule von jetzt an nicht mehr besuchen würde. Die Mutter dachte, sie müsse wohl noch nicht ganz wach sein und ging hinunter, um ein Paket und einen Brief zu holen, die ein Schiffsjunge soeben gebracht hatte. Ach, da waren schon die Geschenke! Petra, die sich wieder hingelegt hatte, erhob sich schnell und öffnete, sobald sie allein war, mit einer gewissen Feierlichkeit zunächst das Paket. Es enthielt — ein Paar Pariser Damenstiefelchen! Etwas enttäuscht, war sie im Begriff, sie wegzustellen, als sie fühlte, daß sie an der Spitze etwas schwer waren. Sie fuhr mit der Hand hinein und zog aus dem einen ein kleines in Seidenpapier eingewickeltes Päckchen, das ein goldenes Armband enthielt. In dem andern

Schuh steckte ebenfalls ein sorgfältig eingewickeltes Päckchen mit einem Paar Pariser Damenhandschuhen, und aus dem rechten Handschuh zog sie ein Tütchen mit zwei glatten goldenen Ringen.

Sind wir schon so weit! dachte Petra. Ihr Herz pochte, sie sah nach der Inschrift und las ganz richtig: „Petra" nebst Jahr und Datum, und in dem andern — „Gunnar"!

Sie erbleichte, warf die Ringe sowie das ganze Paket auf die Erde, als hätte sie sich daran verbrannt, und riß den Brief auf.

Er war von Calais datiert, und sie las folgendes:

„Liebe Petra! Nachdem wir hier sicher angekommen sind, mit günstigem Winde vom 61. Breitengrade bis zum 54. und dann später bis hier in den Hafen mit starkem Beiwinde, was sogar Schiffen selten passiert, die besser sind als das unsre, das allerdings ein stolzer Segler ist, muß ich Dir zu wissen tun, daß ich auf dem ganzen Wege an Dich und das, was zwischen uns zuletzt vorfiel, gedacht habe, und es ist recht ärgerlich, daß ich nicht in anständiger Weise von Dir Abschied nehmen konnte, weshalb ich ganz verstimmt an Bord ging, aber Dich seitdem nie vergessen habe, ausgenommen dann und wann ein Weilchen, denn ein Seemann hat einen sauren Posten. Aber nun sind wir hier angekommen und ich habe meinen ganzen Lohn zu den Geschenken verwendet, um die Du mich batest, und auch das Geld, das ich von der Mutter bekam, und so habe ich nun nichts mehr. Aber wenn ich Urlaub bekomme, bin ich ebenso schnell bei dir wie die Geschenke; denn so lange es heimlich ist, bin ich

vor andern nicht sicher, besonders vor den jungen Burschen, deren es dort viele gibt; aber ich will reine Bahn haben, damit sich niemand entschuldigen kann, sondern sich vor mir in acht zu nehmen hat. Du könntest wohl noch einen schmuckeren Burschen kriegen als mich, denn Du kannst kriegen, wen Du willst; aber nie könntest Du einen treueren bekommen, und das bin ich. Nun will ich schließen, denn ich habe schon zwei Bogen Papier vollgeschrieben, und die Buchstaben werden so groß; denn das Briefschreiben ist mir das sauerste, was ich zu tun habe, aber ich tue es dennoch, da Du es so willst. Und so will ich Dir zum Schluß sagen, daß die Sache ernst gemeint war; denn wäre es Dir nicht ernst, so würde das eine große Sünde sein und für manche ein Unglück werden.

Gunnar Ask, Untersteuermann auf der Brigg
„Die norwegische Verfassung."

Eine große Angst bemächtigte sich Petras. Im Nu war sie aus dem Bett und angekleidet. Sie mußte fort, als sei irgendwo Rat zu finden, denn alles war unklar, unsicher, gefährlich geworden. Je mehr sie grübelte, desto mehr verstrickte sie sich in das Netz ihrer Gedanken; es mußte sie jemand daraus befreien, sonst kam sie nimmer los! Aber wem sollte sie sich anvertrauen? ... Wem anders als der Mutter? ...

Als sie nach einem langen Kampfe neben ihr in der Küche stand, ängstlich und dem Weinen nahe, jedoch mit dem festen Entschlusse, sich ihr völlig anzuvertrauen, damit sie vollständige Hilfe bekomme, sagte die Mutter, ohne sich umzuwenden und daher auch

ohne Petras Antlitz zu sehen: „Er ist soeben hier gewesen... Er ist wieder nach Hause gekommen."

„Wer?" flüsterte Petra, sich festhaltend; denn wenn Gunnar schon gekommen war, gab es keine Hoffnung mehr für sie. Sie kannte Gunnar; er war schwerfällig und gutmütig, aber wie von Sinnen, wenn sein Zorn erregt war.

„Du möchtest sofort hinkommen, sagte er."

„Zu ihm?" rief Petra bebend; augenblicklich ward es ihr klar, daß er seiner Mutter alles erzählt hatte, und was stand dann bevor!

„Ja freilich, nach dem Pfarrhause," sagte die Mutter.

„Nach dem Pfarrhause? Ist denn Ödegaard wieder heimgekehrt?"

Die Mutter wandte sich nach ihr um.

„Ja — wer denn sonst?"

„Ödegaard!" jubelte Petra, und dieser Freudensturm vertrieb augenblicklich alle Wolken. „Ödegaard ist zurückgekehrt, Ödegaard! O Gott im Himmel, er ist zurückgekehrt!"

Sie war bereits zur Tür hinaus und eilte fort über die Felder. Sie lief, sie lachte, sie schrie, so laut sie konnte. Er war es, er, dessen sie bedurfte; wäre er zu Hause gewesen, all das Unheil wäre nicht geschehen! Bei ihm fühlte sie sich sicher; schon wenn sie an sein edles klares Antlitz, seine milde Stimme oder auch nur an das stille, mit so vielen Gemälden geschmückte Zimmer dachte, in dem er wohnte, wurde sie ruhiger und fühlte sie sich wieder beruhigt. Sie mäßigte ihre Schritte, um sich zu sammeln. Über

Stadt und Land war das Abendglühen des Spätsommertages ausgegossen; der Meerbusen leuchtete in einem prachtvollen Farbenglanz, und drüben im Sunde wirbelte noch die letzte Rauchwolke des Dampfbootes empor, das Ödegaard zurückgebracht hatte. Oh, nur zu wissen, daß er wieder daheim war, machte sie wieder wohl und gesund und stark; sie bat Gott, daß Ödegaard sie nie mehr verlassen möchte!

Und grad', als sie durch diese Hoffnung sich neu gehoben fühlte, sah sie ihn lächelnd auf sich zukommen; er hatte gewußt, welchen Weg sie einschlagen würde und war ihr entgegengegangen! Das rührte sie, sie sprang ihm entgegen, ergriff seine beiden Hände und küßte sie. Er wurde verlegen, und als er jemand dieselbe Richtung kommen sah, zog er sie vom Wege hinauf zwischen die Bäume. Er hielt noch immer ihre Hände in den seinen, und sie rief in einem fort: „Wie schön, wie schön ist es, daß Sie gekommen sind! Nein, ich kann es nicht glauben, daß Sie es wirklich sind! Oh, Sie dürfen nie wieder fortgehen! Verlassen Sie mich nicht wieder, nein, verlassen Sie mich nicht wieder!"

Tränen stürzten ihr aus den Augen. Er legte ihr Haupt sanft an seine Brust, als wollte er sie beschützen und beruhigen, er fühlte, daß sie des Trostes bedurfte. Sie aber schmiegte sich an ihn, wie der junge Vogel sich unter den Flügel schmiegt, der sich zu seinem Schutze emporhebt, und sie hätte ihn niemals wieder verlassen mögen. Durch diese vertrauensvolle Hingabe überwältigt, schlang er seinen Arm um sie, als wollte er ihr den Schutz, den sie suchte, feier-

lich geloben. Aber kaum fühlte sie das, als sie ihr verweintes Gesicht zu ihm emporhob; ihre Augen begegneten den seinen, und alles, was ein Blick sagen kann, wenn Reue der Liebe, Dankbarkeit des Gebers Freude, das Ja dem Ja begegnet. Das folgte rasch aufeinander. Er umfaßte ihr Haupt und drückte seine Lippen auf die ihren. Er hatte früh seine Mutter verloren, es war das erstemal in seinem Leben, daß er jemand küßte, und auch mit ihr verhielt es sich so. Keines vermochte sich wieder loszureißen, und wenn es geschah, war es nur, um einander wieder in die Arme zu sinken. Er bebte; aber sie strahlte vor Seligkeit, sie schlang die Arme um seinen Nacken und klammerte sich an ihn wie ein Kind. Und als sie sich setzten und sie seine Hände, sein Haar, seine Brustnadel, sein Halstuch, kurz alles das, was sie sonst nur ehrfurchtsvoll von ferne betrachtet hatte, berühren durfte; und als er sie nun bat, „du" zu sagen und nicht „Sie", und sie das nicht konnte, und als er ihr erzählen wollte, wie reich sie sein armes Leben vom ersten Augenblick an gemacht habe, wie lange er gegen seine Gefühle angekämpft, um sie nicht in ihrer Entwicklung aufzuhalten und sich nicht durch Liebe bezahlt zu machen; und als er dann entdeckte, daß sie von alledem kein Wort verstand, und er selbst keinen Sinn mehr in seinen Reden fand; als sie sofort zu ihm in seine Wohnung ziehen wollte, und er sie lachend bitten mußte, damit noch ein paar Tage zu warten, weil er dann weit, weit fort mit ihr in ein fremdes Land reisen wollte — da fühlten sie es, da sprachen sie es aus, während sie dort unter den Bäu-

men saßen, und Meer und Wald in der Abendsonne glühten und von ferne Gesang und die Töne eines Hornes zu ihnen herüber drangen, daß dies wahres Glück sei.

O du Glück der ersten Stunden
Wenn zwei Herzen sich gefunden!
Wunderbar wird's dann erkannt,
Wie sie der Natur verwandt:
So beim letzten Spätrotstrahle
Tönt Gesang im stillen Wald;
So das Horn im Felsentale
Traut im Echo widerhallt.

Fünftes Kapitel

Am folgenden Morgen saß Petra halb angekleidet in ihrer Stube; sie konnte den ganzen Tag mit ihrer Toilette nicht weiterkommen. Jedesmal, wenn sie es versuchte, sich vollständig anzukleiden, sanken ihr die Arme in den Schoß. Wie reife Ähren, wie honiggefüllte Blumendolden auf dem Felde wogten und wiegten sich ihre Gedanken. Ruhe und Frieden und wechselnde Erscheinungen umschwebten die glänzende Welt, in der sie sich jetzt befand. Sie durchlebte noch einmal die gestrige Begegnung — jedes Wort, jeden Blick, jeden Druck der Hand, jeden Kuß. Gern hätte sie das Ganze noch einmal durchlebt, von dem ersten Zusammentreffen bis zum Abschiede, aber sie kam nie damit zu Ende, denn jede einzelne Erinnerung löste sich in einen Traum auf und jeder Traum in eine Verheißung. So süß diese nun auch waren, so mußte Petra sie dennoch von sich weisen, um den Faden der Erinnerung dort wieder aufzunehmen, wo er ihr ab-

gerissen war; aber kaum hatte sie ihn erhascht, so entglitt er ihr wieder, und von neuem verlor sie sich im Reiche des Wunderbaren.

Als sie nicht herunterkam, glaubte die Mutter, da nun Ödegaard zurückgekehrt sei, habe der Unterricht wieder begonnen. Sie schickte ihr daher das Essen hinauf, damit sie den ganzen Tag ungestört bleibe. Erst gegen Abend erhob sich Petra, um sich vollständig anzukleiden — sollte sie ja doch ihrer Liebe entgegeneilen. Sie schmückte sich mit dem Besten, was sie hatte, das waren ihre Konfirmationskleider. Sie waren nicht fein, das merkte sie heute zum erstenmal. Sie hatte wenig Sinn für schöne Kleider gehabt, aber heute erwachte er. Das eine Stück machte das andere häßlich; sie suchte ihre feinsten Sachen heraus, aber dann war die Gesamtwirkung nicht schön! Was hätte sie heute nicht darum gegeben, wäre sie wirklich „die Schönste" gewesen! Mit diesem Worte kam eine unangenehme Erinnerung. Petra wies sie mit einer Handbewegung von sich; nichts, nichts sollte ihr heute nahen, was sie beunruhigen konnte. Sie trat sogar leise auf; still ordnete sie das eine oder andre in ihrem Zimmer; denn noch war es nicht Zeit. Sie öffnete das Fenster und blickte hinaus; rote warme Wolken lagerten auf den Bergen, aber ein kühlender Luftstrom drang herein mit einer Botschaft von dem nahen Walde. „Ja, nun komme ich, nun komme ich," flüsterte sie zurück. Noch einmal trat sie vor den Spiegel, um dem Antlitz zuzulächeln, das in dem Bewußtsein bräutlichen Glückes errötete. Dann hörte sie Ödegaards Stimme unten — hörte, wie man ihm sagte,

wo ihr Zimmer sei; er kam, um sie abzuholen! Eine verschämte Freude bemächtigte sich ihrer; sie blickte im Zimmer umher, um zu sehen, ob auch alles in Ordnung sei; dann schritt sie auf die Tür zu.

„Herein!“ antwortete sie leise auf das leise Klopfen und trat ein paar Schritte zurück...

An demselben Morgen war Ödegaard, als er um Kaffee schellte, gemeldet worden, daß der Kaufmann Yngve Vold an diesem Morgen bereits zweimal nach ihm gefragt habe. Es machte ihn mißgestimmt, daß sich seine Gedanken gerade jetzt mit einem Fremden befassen sollten; da der junge Mann ihn schon so früh aufsuchte, mußte ihn wohl etwas sehr Wichtiges zu ihm führen. Und in der Tat hatte er sich kaum angekleidet, als Yngve Vold sich von neuem meldete.

„Sie sind wohl nicht wenig erstaunt über meinen Besuch?“ begann er. „Aber das bin ich selbst. Guten Morgen!“

Man begrüßte sich, und der Kaufmann stellte seinen hellen Hut auf den Tisch.

„Sie schlafen lange. Ich bin schon zweimal hiergewesen. Ich habe etwas sehr Wichtiges auf dem Herzen. Ich muß mit Ihnen reden!“

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ Ödegaard setzte sich selbst in einen Lehnstuhl.

„Danke, danke bestens! Ich gehe lieber auf und ab. Ich kann nicht sitzen, ich bin in zu großer Aufregung. Seit vorgestern bin ich von Sinnen — rein verrückt; nicht mehr und nicht weniger! Und daran sind Sie schuld!“

„Ich?“

„Ja, Sie! Sie haben das Mädel aus dem Staube gezogen. Kein Mensch hätte an sie gedacht, kein Mensch auf sie geachtet, wenn Sie sich nicht mit ihr befaßt hätten! Aber nun habe ich nie etwas so, nein, etwas so — habe ich nicht recht? — so wahr ich lebe, etwas so Unvergleichliches habe ich nie gesehen, etwas so — ja, nicht wahr? Ja in ganz Europa habe ich nie etwas so Verhextes, so Kraushaariges, so Wunderbares gesehen, — haben Sie etwa? Ich konnte keine Ruhe finden! Ich war verzaubert. Überall und immer stand sie vor mir. Ich reiste fort — kam wieder — unmöglich, — nicht wahr? Wußte anfangs nicht, wer sie war, — ‚das Fischermädchen‘ hießen sie die Leute, — ‚Spanierin‘ — ‚Zigeunerin‘ — ‚Hexe‘ hätten sie sagen sollen, ganz Feuer und Flamme — Augen, Busen, Haar — ah! Flammt, knistert, hüpft, lacht, trällert, errötet — ein leibhaftes Teufelchen! . . . Renne ihr nach, wissen Sie, da hinauf zwischen die Bäume in den Wald — schöner Abend! Da stand sie, da stand ich — einige Worte, Gesang und Tanz — und dann? . . . Ja, dann gab ich ihr meine Kette; so wahr ich lebe, eine Minute vorher hatte ich nicht daran gedacht! . . . Als ich sie das nächste Mal sah — dieselbe Stelle, dieselben Sprünge! Sie hatte Angst, und ich — ja, glauben Sie so etwas? — ich konnte kein Sterbenswörtchen hervorbringen, wagte sie nicht zu berühren! Aber als sie dann zurückkam — können Sie sich so etwas denken? — da machte ich ihr einen Antrag! . . . Eine Sekunde vorher hatte ich nicht im Entferntesten daran gedacht! Nun prüfte ich mich gestern — wollte sie los sein — aber, auf Ehre, ich bin ver-

rückt — ich kann nicht! Ich muß bei ihr sein! Wird sie nicht die meine, so jage ich mir ohne viel Federlesens eine Kugel durch den Kopf; sehen Sie, so verhält sich die Geschichte. Um meine Mutter schere ich mich den Henker, um dieses Städtchen dito — das ist ein Buxtehude, ein Krähwinkel — ein wahres Krähwinkel — bah! Sie muß fort, sehen Sie, fort — hoch erhaben über dieses Städtlein. Sie soll comme il faut werden — ins Ausland — Frankreich — Paris! Ich bezahle die Reisekosten, und Sie arrangieren die Sache... Ich könnte selbst mitreisen, mich dort im Auslande niederlassen, diesem jämmerlichen Loch auf immer den Rücken kehren; aber sehen Sie — der Fisch! Ich möchte etwas aus dem Städtchen machen, es liegt im Schlafe, — kein geistiges Leben, keine Spekulation, aber — der Fisch! Man weiß nichts mit dem Fisch anzufangen — Spanien, das Ausland beklagt sich; die Sache muß in einem andern Stil betrieben werden; Fisch muß anders getrocknet werden — andere Methode — andre ... Städtchen muß sich heben — Handel einen großartigen Aufschwung nehmen — der Fisch schafft Millionen! ... Wo blieb ich doch stehen? Richtig, Fisch, Fischermädchen — das paßt zusammen: Fisch, Fischermädchen, ha—ha—ha!... Also ich bezahle, und Sie arrangieren; sie wird meine Frau und dann — —"

Weiter kam er nicht. Er hatte während dieses Vortrags nicht auf Ödegaard geachtet, der leichenblaß aufgesprungen war und nun, ein schmiegsames spanisches Rohr in der Hand, über ihn herfiel. Das Er-

staunen des andern ist nicht zu beschreiben; dem ersten Schlage wich er aus.

„Nehmen Sie sich in acht, Sie könnten mich treffen!“ rief er.

„Ja, das fürcht' ich auch! Sehen Sie: Spanisch und spanisches Rohr paßt ebenfalls zusammen!“ Und die Schläge regneten auf Schultern, Arme, Gesicht — wo sie grade hintrafen. Der andre sprang aus einer Ecke in die andre.

„Sind Sie von Sinnen? ... Sind Sie verrückt?“ rief er. „Ich will sie ja heiraten, — hören Sie's, heiraten will ich sie!“

„Hinaus!“ schrie Ödegaard, als hätte er seine ganze Kraft mit diesem einen Worte erschöpft.

Der mit dem hellen Haar stürzte zur Tür hinaus, die Treppe hinunter, fort von diesem Wahnsinnigen, und bald stand er, laut nach seinem hellen Hute hinaufschreiend, auf der Straße. Er wurde ihm durch das Fenster nachgeworfen. Dann wurde alles still...

„Herein!“ antwortete Petra, — als sie gegen Abend das leise Klopfen vernahm, und trat ein paar Schritte zurück, um den geliebten Mann beim Eintreten besser betrachten zu können.

Wie wenn ein Eisberg auf sie gestürzt wäre, wie wenn die Erde sich unter ihr gespalten hätte, so wirkte der Anblick seines Gesichts auf sie! Sie taumelte zurück und hielt sich am Bettpfosten fest; aber ihre Gedanken, von Abgrund zu Abgrund gewirbelt, fanden keinen Halt; eine einzige Sekunde hatte sie aus der glückseligsten Braut in die unglückseligste Sünderin

verwandelt! Mit flammender Schrift stand es auf seinem Antlitz geschrieben: In alle Ewigkeit kann ich dir nicht vergeben!...

„Ich sehe es, du bist schuldig!“ flüsterte er kaum vernehmlich. Er lehnte sich an die Tür und hielt sich am Griff des Schlosses fest, als hätte er ohne Stütze sich nicht aufrechthalten können. Seine Stimme bebte, und über seine Wangen rollten Tränen auf Tränen, obgleich das Gesicht ganz ruhig schien.

„Weißt du auch, was du getan hast?“ sagte er, und seine Augen schienen sie in den Grund der Erde zu bohren.

Sie antwortete nicht — nicht einmal mit Tränen; eine vollständige Ohnmacht, die Ohnmacht der Verzweiflung, hatte alle ihre Glieder gelähmt.

„Ich hatte früher einmal meine Seele hingegeben, und der, dem ich sie hingab, starb durch meine Schuld. Ich konnte mich von dem Schmerz darüber nicht wieder aufrichten, wenn nicht jemand sich über mich erbarmte und mir eine ganze Seele zurückgab. Und das hast du getan — aber ach! du tatest es aus Heuchelei!“

Er hielt inne; vergebens suchte er von neuem zu beginnen; doch endlich fuhr er mit einem plötzlichen Ausbruch seines Schmerzes fort: „Und das konntest du tun! Du konntest imstande sein, alles, was ich während dieser langen Jahre, Gedanke für Gedanke, aufgebaut, niederzureißen, als sei es ein Bild aus Ton gewesen!... Kind, Kind, konntest du nicht verstehen, daß ich in dir mich selbst wieder aufrichtete? Nun ist alles vorbei!“

Er suchte seinen Schmerz zu beherrschen.

„Nein, du bist noch zu jung, um das zu fassen," begann er wieder. „Du weißt nicht, was du getan hast ... Aber daß du mich betrogen hast, das solltest du doch begreifen ... Sage mir, was habe ich dir getan, daß du so grausam gegen mich sein konntest? ... Kind, Kind, hättest du es mir wenigstens gestern noch gesagt! Warum, warum logst du so entsetzlich?"

Sie vernahm alles, und alles war Wahrheit, was er sagte ... Er war nach einem neben dem Fenster stehenden Stuhl gewankt, um sein Haupt auf den Tisch zu stützen, der daneben stand. Er erhob sich wieder, er schluchzte vor Schmerz; dann sank er wieder hin und war still.

„Und ich, der ich nicht dazu tauge, meinen alten Vater zu unterstützen," sagte er wie zu sich selbst ... „ich kann es nicht, ich fühle keinen Beruf dazu. Darum soll aber auch niemand mir helfen, und alles, was ich anfasse, soll mir unter den Händen zerbröckeln, alles, alles ..."

Seine Kräfte waren erschöpft, sein Haupt sank auf seine rechte Hand, die linke hing schlaff herab; es sah aus, als könnte er sich nicht rühren — und so blieb er sitzen und sprach nicht mehr. Da fühlte er etwas Warmes an seiner herabhängenden Hand. Er fuhr erschreckt zusammen. Es war Petras Atem. Sie lag gebeugten Hauptes neben ihm auf den Knien. Jetzt faltete sie die Hände und blickte mit einer unaussprechlichen Bitte um Barmherzigkeit zu ihm empor. Er sah auf sie herab, keines wandte den Blick ab. Da erhob er wie abwehrend die Hand gegen sie, als

fühlte er bei diesem Blick auch in seinem Innern eine flehende Stimme, der er nicht Gehör schenken dürfe, und hastig und heftig griff er nach seinem Hute, der auf den Boden gefallen war, und eilte auf die Tür zu. Aber noch schneller war sie ihm in den Weg getreten, warf sich nieder, umklammerte seine Knie und heftete ihre Augen auf die seinen — alles, ohne einen Laut vernehmen zu lassen, aber er sah und fühlte, daß sie um ihr Leben rang.

Da überwältigte ihn noch einmal seine alte Liebe; noch einmal sah er mit einem zärtlichen, aber schmerzlichen Blicke auf sie herab; noch einmal umfaßte er mit beiden Händen ihr Haupt und drückte sie innig an sich; noch einmal ruhte sie an seiner Brust. Aber der Liebe Sang weinte nur noch darin — gleichwie in einer Orgel nach dem letzten Auszuge, wenn darin zwar noch Luft, aber kein Ton mehr ist. Dann zog er seine Hände zurück, und zwar in einer Weise, daß sie fühlen mußte, was er dabei dachte: Es war auf immer.

„Nein, nein!“ rief er heftig ... „du kannst dich wohl hingeben, aber nicht lieben!“ Sein Schmerz überwältigte ihn. „Unglückseliges Kind,“ rief er, „deine Zukunft ist dunkel; Gott vergebe dir, daß du die meine vernichtet hast!“

Er schritt an ihr vorüber, sie rührte sich nicht; er öffnete die Tür und schloß sie wieder — sie blieb stumm ... Sie hörte ihn die Treppe hinuntergehen; sie hörte seine letzten Schritte auf den Fliesen, auf der Straße verhallen, — da ward der Bann gebrochen. Sie stieß einen Schrei, einen einzigen Schrei aus. Und da kam die Mutter ...

Als Petra zum Bewußtsein zurückkehrte, befand sie sich in ihrem Bett, entkleidet und wohlgepflegt; vor ihr saß die Mutter, die Arme auf den Knien, den Kopf in beiden Händen und die Feueraugen auf die Tochter gerichtet.

„Hast du nun genug von ihm gelernt?" fragte sie. „Bist du nun gelehrt genug? ... Was soll jetzt aus dir werden?"

Die Tochter antwortete mit einem Strom von Tränen. Lange, sehr lange blieb die Mutter bei ihr sitzen, ließ sie sich ausweinen und sagte dann mit einer eigentümlichen Feierlichkeit: „Möge Gott der Herr ihn verdammen!"

Die Tochter fuhr empor.

„Mutter! Mutter! Nicht ihn, nicht ihn, sondern mich, mich! ... Nicht ihn!"

„Oh, ich kenne das Gesindel! Ich weiß, wer den Fluch verdient."

„Nein, Mutter, er ist betrogen worden, betrogen von mir; ich bin es, die ihn betrogen hat!"

Und schluchzend erzählte sie ihr rasch die ganze Geschichte; ihn durfte sie keinen Augenblick dem Verdacht aussetzen. Sie erzählte von Gunnar. Um was sie ihn gebeten, ohne eigentlich von solchen Dingen etwas zu begreifen; dann von Yngve Volds unglückseliger goldener Kette, die sie so sehr verstrickt hatte, und dann endlich von Ödegaard — wie sie bei seinem Anblick alles andere vergessen habe. Sie begriff noch nicht, wie es eigentlich zugegangen war, aber sie begriff, daß sie sich gegen alle einer ungeheuern Sünde schuldig gemacht hatte; vor allem jedoch gegen ihn,

der sie zu sich emporgehoben und ihr alles gegeben hatte, was ein Mensch dem andern geben kann.

Lange saß die Mutter schweigend, dann sagte sie: „Und hast du dich gegen mich keiner Sünde schuldig gemacht? Wo bin ich all die Zeit über gewesen, daß du mir kein einziges Wort davon gesagt hast?“

„O Mutter, Mutter!“ bat Petra, „sei jetzt nicht hart gegen mich! Ich fühle, daß ich mein ganzes Leben lang dafür büßen muß; aber ich will Gott bitten, daß er mich bald sterben lassen möge ... Lieber, lieber Gott!“ begann sie sofort, die gefalteten Hände gen Himmel erhebend; „lieber, lieber Gott, erhöre mich; mein Leben ist hin ... Nichts, nichts hat es mehr für mich ... Es ist mir nicht möglich ... Ich kann nicht ... ich kann nicht mehr leben ... O lieber guter Gott, laß mich sterben!“

Es lag etwas so Ergreifendes, so Inniges in diesem Gebete, daß Gunlaug die harten Worte, die ihr bereits auf der Zunge schwebten, unterdrückte und ihre Hand auf der Tochter Arm legte, um sie von diesem Gebete abzuhalten; dann sagte sie: „Mäßige deinen Schmerz, mein Kind; du darfst Gott nicht versuchen. Du mußt leben, wenn es dir auch noch so schwer wird.“

Sie erhob sich und ging; niemals hat sie seitdem wieder einen Fuß in die Dachstube gesetzt.

Ödegaard war in eine Krankheit verfallen, die verhängnisvoll zu werden drohte. Während derselben bezog der alte Vater die Gemächer des Sohnes und richtete unmittelbar neben dem Krankenzimmer sein Studierzimmer ein. Zu allen, die ihn baten, sich zu

schonen, sagte er, das sei ihm unmöglich; es sei seine Pflicht, über dem Sohne zu wachen, so oft er jemand verloren, den er mehr geliebt habe, als seinen Vater.

So standen die Dinge, als Gunnar zurückkehrte.

Wie erschrak seine Mutter, als sie ihn vor sich sah, lange bevor sein Schiff, auf dem er fuhr, angekommen war; sie glaubte, es wäre sein Geist. Und nicht besser erging es seinen Bekannten. All den erstaunten Fragern gab er nur kurzen Bescheid. Bald jedoch sollten die Leute eines Bessern belehrt werden, denn noch an demselben Tage, an dem er zurückgekehrt war, wurde er von Gunlaug eigenhändig aus ihrem Hause geworfen. Auf der Treppe schrie sie ihm nach, daß es weit in dem Hohlweg widerhallte: „Daß du dich hier nicht wieder sehen läßt! Von deiner Sorte habe ich jetzt mehr als genug!"

Er war noch nicht weit gegangen, als ihn ein Mädchen mit einem Paket einholte. Sie hatte noch ein zweites Paket bei sich, gab ihm jedoch das unrechte, denn Gunnar fand in dem seinen eine große goldene Kette. Er blieb stehen, wog sie in der Hand und betrachtete sie so genau wie möglich. Gunlaugs Wut war ihm vorhin unbegreiflich gewesen; daß sie ihm jetzt eine goldene Kette nachschickte, war ihm noch weit unbegreiflicher. Er rief das Mädchen zurück und fragte, ob sie sich nicht vielleicht geirrt habe. Da gab sie ihm das andre Paket und sagte: „Ist dies denn das richtige?" Er öffnete es und fand darin wirklich die Geschenke, die er Petra gesandt hatte.

„Ja, es ist das richtige ... aber wer soll denn das mit der goldenen Kette haben?"

„Das ist für den Kaufmann Bold," antwortete das Mädchen und entfernte sich.

Gunnar blieb stehen und grübelte.

„Kaufmann Bold? Macht der Geschenke? ... Der also ist's, der sie mir gestohlen hat! ... Yngve Bold ... Nun, so soll ihn der ..."

Seiner Aufregung, seinem Zorn mußte Luft gemacht, irgend etwas mußte entzwei geschlagen werden, und so traf das Los Yngve Bold.

Der unglückliche Kaufmann wurde also zum zweitenmal völlig unerwartet attackiert, und zwar auf seiner eigenen Treppe. Er flüchtete vor diesem neuen Tollhäusler in sein Kontor, aber Gunnar setzte ihm nach. Hier fielen sämtliche Schreiber über den Ruhestörer her, der nach allen Seiten Tritte und Faustschläge austeilte; Stühle, Tische und Pulte wurden über den Haufen geworfen; Briefe, Rechnungen und Zeitungen flatterten umher wie Rauch. Bald rückten von Yngve Bolds Schiffbrücken frische Streitkräfte heran, und nach einem heißen Ringkampfe wurde endlich Gunnar auf die Straße geworfen. Hier nahm das Gefecht großartigere Dimensionen an. An der Brücke lagen grade zwei Schiffe, ein fremdes und ein einheimisches. Es war just um die Mittagszeit, und so war den Matrosen dieser Spaß gleichsam als Dessert hochwillkommen. Sie gingen sofort ins Zeug, Mannschaft gegen Mannschaft, die Ausländer gegen die Inländer. Neue Truppen wurden requiriert und eilten im Sturmschritt heran; Arbeiter, die grade in der Nähe herumlungerten, sowie Kinder und alte Weiber strömten in hellen Haufen zur Wahlstatt, bis schließ-

lich niemand mehr wußte, warum oder gegen wen man sich schlug. Vergebens fluchten die Schiffer; vergebens befahlen ehrwürdige Bürger, daß der einzige Polizeidiener der Stadt aufgeboten würde, — der lag grade gemütlich fischend in einem Boote draußen vor der Bucht. Man lief zum Bürgermeister, der zugleich Postmeister war. Aber der hatte sich just mit der neuesten Briefpost in seinem Bureau eingeschlossen und antwortete durch das Schiebefensterchen, es sei ihm unmöglich, ihrem Wunsche zu entsprechen, der Postschreiber sei grade zu einem Begräbnis, sie müßten also warten. Da aber die Kampfhähne mit dem Dreinschlagen nicht warten wollten, bis die Briefe sortiert waren, so riefen verschiedene, besonders geängstete Weiber, man möchte Arne, den Grobschmied, herbeiholen. Dieser Vorschlag fand den Beifall der ehrwürdigen Bürger, und so ging dessen Frau ihn zu holen, „denn die Polizei sei nicht zu Hause."

Er kam zum größten Jubel der ganzen Schuljugend, fuhr einigemal in die Schar hinein und holte sich einen derben Spanier heraus, mit dem er rechts und links darauf losschlug.

Als alles vorbei war, kam der Bürgermeister mit dem Spazierstöckchen in der Hand herangeschritten. Er fand noch einige Kinder und alte Weiber auf dem Schlachtfelde. Diesen befahl er streng nach Hause zu gehen und zu Mittag zu essen, was er dann auch selbst tat. Am nächsten Tage leitete er eine großartige Untersuchung ein, und die dauerte einige Zeit, obgleich kein Mensch eine Ahnung davon hatte, wer sich eigentlich geprügelt hat. Nur darin waren alle einig, daß

Arne, der Grobschmied, dabei gewesen, da sie ihn mit dem Spanier auf die übrigen hatten dreinhauen sehen. Wegen dieses Vergehens wurde Arne zu einer Ordnungsstrafe von einem Speziestaler verurteilt, weshalb seine Frau, die ihn herbeigeholt hatte, am elften Sonntage nach Trinitatis eine Tracht Prügel bekam. Diesen Sonntag hat sie niemals vergessen.

Dies war die einzige juristische Folge der Prügelei. Aber sie hatte noch andere Folgen.

Mit der Ruhe der kleinen Stadt war es von nun an vorbei. Das Fischermädchen hatte sie in Aufregung gebracht. Die seltsamsten Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt, zunächst aus eifersüchtigem Ärger darüber, daß sie den vornehmsten und die beiden reichsten jungen Männer der Stadt angezogen und außerdem noch andre „in Petto“ habe; denn aus dem einen Gunnar waren im Handumdrehen mehrere junge Männer geworden. Bald erhob sich ein allgemeiner moralischer Sturm. Die Schande, eine große Straßenprügelei veranlaßt und über drei der ersten Familien der Stadt Kummer gebracht zu haben, lastete auf dem jungen Mädchen, das vor kaum einem halben Jahre konfirmiert worden war. Drei Verlobungen zugleich, und die eine mit ihrem Lehrer, dem Wohltäter ihres Lebens — nein, die Entrüstung darüber mußte in Flammen ausbrechen. War sie nicht von Kindheit an ein Ärgernis für die Stadt gewesen? Und hatte man nicht trotzdem, als Ödegaard sich ihrer angenommen, die schönsten Erwartungen gehegt? Und hatte sie nun nicht die ganze Stadt förmlich verhöhnt? ... ihn zugrunde gerichtet und sich, ihrer schlech-

ten ungezügelten Natur folgend, rückhaltlos auf eine Bahn geworfen, die sie zum Abschaum der Gesellschaft machen und schließlich ins Zuchthaus bringen mußte!? Die Mutter war unzweifelhaft ihre Mitschuldige; in ihrer Matrosenkneipe hatte das Kind nur Leichtsinn gelernt. Nein, man wollte das Joch, das Gunlaug der Stadt auferlegte, nicht länger tragen; man durfte sie nicht länger unter sich dulden, weder Mutter noch Tochter, und so einigte man sich darüber, sie zu vertreiben. Infolgedessen sammelten sich eines Abends Seeleute, die Gunlaug Geld schuldig waren, trunksüchtige Arbeiter, denen sie keine Beschäftigung besorgen, junge Burschen, denen sie nicht borgen wollte, vor ihrem Hause oben auf dem Berge, angeführt von Leuten aus den „besseren" Ständen. Sie pfiffen, schrien und riefen nach dem „Fischermädchen", nach „Fischer-Gunlaug"; bald flog ein Stein gegen die Haustür, dann ein zweiter oben durch das Fenster der Dachstube, und erst nach Mitternacht zerstreute sich die Menge. Hinter den Fenstern war alles still und finster.

Am folgenden Tage wollte keine Menschenseele mehr bei Gunlaug einkehren, nicht einmal ein Kind ging an dem Hause auf dem Berge vorüber. Aber am Abend derselbe Auflauf, nur mit dem Unterschiede, daß diesmal alle ohne Unterschied des Standes mittaten. Man trat alles unter die Füße, zertrümmerte alle Fenster, riß den Gartenzaun nieder, entwurzelte die jungen Obstbäume und sang dann das Spottlied:

Mutter, einen Seemann hab' ich gefischt!
„Das ist schon was!"

Mutter, einen Kaufmann hab' ich erwischt!
„Noch besser das!“
Mutter, es biß auch ein Prediger an!
„Ei, so zieh an!“
O Kling und Klang,
Die Nase wird lang!
Was nützt es, daß die großen Fische beißen an,
Wenn man sie ja doch nicht an Bord ziehen kann!

Fort ist der Seemann, den ich gefischt
„So laß ihn gehn!“
Mutter, der Kaufmann ist mir entwischt!
„Das ist nicht schön!“
Mutter, den Prediger ich auch verlor!
„Ei, ei, du Tor!“
O Kling und Klang,
Die Nase wird lang!
Was nützt es, daß die großen Fische beißen an,
Wenn man sie ja doch nicht an Bord ziehen kann!

Besonders kräftig rief man nach Gunlaug; unbeschreiblich wäre die Freude gewesen, hätte man sie in ohnmächtiger Wut lärmen und rasen hören können.

Gunlaug saß im Hause. Sie vernahm jedes Wort, allein sie schwieg; denn was könnte eine Mutter um ihres Kindes willen nicht alles ertragen!

Sechstes Kapitel

An dem Abend, als das Rufen, Pfeifen und Schreien begann, befand sich Petra in ihrer Stube. Sie flog auf, als ob das Haus in Flammen stände, oder als ob alles auf sie zusammenstürzen sollte. Sie rannte in ihrem Zimmer umher, als würde sie mit glühenden Ruten gepeitscht. Es sengte und brannte

ihr in der Seele! In ihrem Kopfe jagte und pochte es — fort! Aber wohin? Hinunter zur Mutter wagte sie nicht zu gehen, und draußen vor dem einzigen Fenster standen „sie"! Ein Stein kam ins Zimmer geflogen und fiel auf ihr Bett. Sie stieß einen lauten Schrei aus, lief in einen Winkel, hinter die Gardine und versteckte sich zwischen ihren alten Kleidern. Da saß sie zusammengekauert, glühend vor Scham, zitternd vor Furcht. Unbekannte Grauengestalten jagten an ihr vorüber, die Luft wimmelte von Gesichtern, von lauernden, grinsenden Gesichtern; sie kamen nahe an sie heran, sie schwammen in einem Feuerregen... Hu! es war kein Feuer, sondern Augen; es regnete Augen — große glühende und kleine sprühende Augen — Augen, die sie blöde anglotzten, — Augen, die hin und her rollten! „Jesus, Jesus, errette mich!" ...

Welche Linderung, als der letzte Ruf in der Nacht verhallte — als es ganz finster, ganz still war! Sie wagte sich aus ihrem Versteck hervor, warf sich auf das Bett und verbarg das Gesicht in den Kissen; aber ihren Gedanken vermochte sie nicht zu entfliehen. Mit ihnen erschien ihr die Mutter, drohend und schrecklich wie die Sturmwolken, die sich über dem Gebirge zusammenballten, denn was mußte die Mutter nicht um ihretwillen leiden!... Kein Schlummer kam in ihre Augen, kein Frieden in ihre Seele; der Tag erschien, aber er brachte keinen Trost. Sie ging auf und nieder, auf und nieder, nur darüber nachsinnend, wie sie ihre Flucht möglich machen könnte... Aber sie wagte nicht, der Mutter unter die Augen zu treten... Sie wagte nicht hinauszugehen, solange es

Tag war, und mit dem Abend kamen „sie" ja wieder!... Und dennoch mußte sie warten, denn vor Mitternacht zu fliehen, war allzu gefährlich. Und dann — wohin? Sie besaß nichts, sogar die Wege waren ihr unbekannt. Aber sicherlich gab es irgendwo barmherzige Menschen, so gewiß es einen barmherzigen Gott gab. Er wußte, daß, was sie auch verbrochen, sie nicht in vorsätzlicher Bosheit gesündigt hatte; er sah ihre Reue, er sah auch ihre Hilflosigkeit. Sie horchte, ob sie nicht die Mutter unten gehen hörte, aber sie vernahm nichts; sie zitterte vor Furcht, die Mutter könnte die Treppe heraufkommen; doch sie kam nicht. Das Dienstmädchen war sicherlich davongelaufen, denn niemand brachte ihr zu essen. Sie wagte es nicht, selbst herunterzugehen, ja nicht einmal ans Fenster zu treten, denn da draußen konnte noch jemand stehen und auf sie warten. Kalt war am Morgen die Luft durch das zertrümmerte Fenster hereingeströmt; jetzt, da der Abend hereinbrach, war sie noch schärfer. Petra hatte ein paar Kleider in ein kleines Bündel zusammengeschnürt und sich warm angezogen, um jederzeit zur Flucht bereit zu sein. Aber erst mußte sie den wütenden Haufen abwarten und erdulden, was dieser über sie verhängen mochte.

Da waren sie wieder! Das Pfeifen, Rufen und Werfen begann von neuem, ärger, weit ärger als am vorhergehenden Abend. Sie kroch in einen Winkel, faltete die Hände und betete, betete unablässig. Wenn nur die Mutter nicht zu ihnen hinausginge! Wenn sie nur nicht einbrächen!

Da begannen sie zu singen; es war ein Spottlied, und obgleich jedes Wort ihr wie ein Messer ins Herz schnitt, so mußte sie doch hören und lauschen. Aber kaum vernahm sie, daß sie die Schamlosigkeit soweit trieben, auch die Mutter zu beschimpfen, da sprang sie auf, stürzte vor, um zu dem feigen Gesindel zu sprechen, sich auf die Leute herabzustürzen, — da flog ein Stein und noch einer und dann ein ganzer Hagel von Steinen durch das Fenster, die Glassplitter klirrten, die Steine schwirrten im Zimmer umher, und so mußte sie wieder in ihren Winkel kriechen. Große Schweißtropfen rannen ihr über das Gesicht, als stände sie in der glühendsten Sonne; aber sie weinte nicht mehr, und alle Furcht hatte sie verlassen.

Nach und nach legte sich der Lärm. Petra wagte sich aus ihrem Versteck hervor, und als jeder Laut erstorben war, wollte sie ans Fenster treten und hinausblicken. Aber unter ihr klirrten die Glasscherben, und sie trat daher zurück; dann rollten die Steine unter ihren Füßen, und sie blieb stehen, um nicht gehört zu werden, denn jetzt galt es zu fliehen.

Nachdem sie noch eine gute halbe Stunde gewartet, zog sie die Schuhe aus, nahm das Bündel und öffnete leise die Tür. Wieder wartete sie einige Minuten und glitt dann geräuschlos die Treppe hinunter. Es schmerzte sie, die Mutter, der sie soviel Gram verursacht, ohne Abschied verlassen zu müssen, aber die Angst jagte sie weiter.

„Leb wohl, Mutter, leb wohl, Mutter!“ flüsterte sie bei jedem Schritt, den sie die Treppe hinunter tat. „Leb wohl, Mutter!“

Sie stand im Hausflur, atmete mehrmals schwer auf und trat dann auf die Haustür zu. Da faßte sie jemand von hinten am Arme; sie stieß einen leisen Schrei aus und wandte sich um — es war die Mutter.

Gunlaug hatte die Tür aufgehen hören, und sofort war es ihr klar gewesen, was ihre Tochter beabsichtigte; so hatte sie Petra hier erwartet. Petra fühlte, daß sie ohne Kampf nicht hinauskam. Erklärungen würden nichts nützen; was sie auch sagen mochte, Glauben fand sie ja doch nicht. Also gekämpft! Schlimmeres als das Schlimmste gab es auf Erden nicht; und das hatte sie bereits erlebt.

„Wohin?" fragte die Mutter leise.

„Fliehen will ich!" antwortete sie ebenso leise, aber mit pochendem Herzen.

„Wo willst du denn hinfliehen?"

„Ich weiß nicht; aber ich muß fort, fort von hier!"

Sie preßte ihr Bündelchen fester an sich und suchte die Tür zu gewinnen.

„Nein, nicht so!" versetzte die Mutter, sie noch immer am Arme festhaltend. „Folge mir; ich habe für alles gesorgt."

Da gab Petra nach. Wie nach einem heißen Kampfe atmete sie tief auf und überließ sich der Mutter. Die führte sie in einen kleinen fensterlosen Verschlag hinter der Küche, in dem ein Licht brannte. Hier hatte sie sich versteckt gehalten, während draußen der Haufen tobte. Der Verschlag war so eng, daß sie sich kaum darin rühren konnten. Die Mutter nahm

ein Bündel hervor, etwas kleiner als das, welches Petra trug, machte es auf und zog einen Matrosenanzug heraus.

„Ziehe das an," flüsterte sie.

Petra begriff sofort, warum sie diese Kleider anziehen sollte; daß aber die Mutter den Grund nicht nannte, rührte sie. Sie legte ihre Kleider ab und zog den Matrosenanzug an; die Mutter war ihr dabei behilflich, und als sie einmal der Lampe etwas nahekam, sah Petra zum erstenmal, daß die Mutter alt war. War sie das in den letzten Tagen geworden, oder hatte Petra es früher nicht bemerkt? Des Kindes Tränen fielen auf die Mutter herab, aber sie blickte nicht auf, und so verhielt sich die Tochter schweigend. Ein Südwester war das letzte Stück, das ihr gereicht wurde. Als sie ihn aufgesetzt hatte, nahm ihr die Mutter das Bündelchen ab, blies das Licht aus und flüsterte: „Jetzt komm."

Sie traten wieder hinaus in den Flur, aber sie gingen nicht durch die Haustür. Gunlaug öffnete die Hoftür und schloß sie dann wieder. Sie schritten über die zerstampften Gartenbeete, die entwurzelten Bäume, den niedergerissenen Zaun.

„Sieh dich noch einmal ordentlich um," sagte die Mutter, „denn du wirst wohl niemals wieder hierher zurückkehren."

Petra erbebte, sah sich aber nicht um. Der Weg, den sie einschlugen, führte oben am Walde entlang, wo sie ihr halbes Leben verbracht hatte, wo sie mit Gunnar herumgestreift, wo sie Yngve Vold gesehen, wo sie in Ödegaards Armen geruht ... Sie schritten

durch dürres Laub, das von den Bäumen gefallen war. Die Nachtluft war kalt, und Petra fror in ihrem ungewöhnlichen Anzuge. Die Mutter lenkte ihre Schritte einem Garten zu — Petra erkannte ihn sofort, obgleich sie dort nicht wieder gewesen war seit dem Tage, da sie als Kind ihn gestürmt hatte, Pedro Ohlsens Garten. Die Mutter hatte den Schlüssel zu dem Gartentor, und sie traten ein. Es hatte Gunlaug eine große Überwindung gekostet, am Morgen zu ihm zu gehen, und es wurde ihr wahrlich nicht leicht, jetzt die unglückliche Tochter, der sie kein Heim mehr zu bieten vermochte, zu ihm zu bringen. Aber es mußte sein, und was sein mußte, das konnte Gunlaug auch tun. Sie klopfte an die Tür, und fast in demselben Augenblicke hörten sie Tritte und sahen Licht. Kurz darauf wurde ihnen geöffnet. Pedro, blaß und ängstlich, stand in Reisekleidern und hohen Stiefeln vor ihnen. Er hielt ein Talglicht in der Hand und seufzte, als seine Augen auf Petras Antlitz fielen, das vom Weinen geschwollen war. Sie blickte zu ihm auf; da er sie aber nicht zu erkennen wagte, hatte sie auch nicht den Mut, ihn zu erkennen.

„Er hat versprochen, dir fortzuhelfen," sagte die Mutter, ohne sie anzusehen, indem sie ein paar Schritte in dem Gange vorwärts tat und die beiden andern in Pedros Zimmer, das an der andern Seite des Flures lag, folgen ließ. Das Zimmer war klein und niedrig; eine eigentümliche dumpfe Luft strömte ihnen entgegen, so daß es Petra fast übel wurde, hatte sie doch seit mehr als vierundzwanzig Stunden weder gegessen noch geschlafen. Mitten unter der Decke hing

ein Bauer mit einem Kanarienvogel. Man mußte darum herumgehen, wenn man nicht dagegenstoßen wollte. Alte schwere Stühle, ein grober Tisch, ein paar große Schränke, die bis an die Decke reichten, schauten finster und unheimlich auf alles in der Stube und ließen sie noch kleiner erscheinen, als sie in Wirklichkeit war. Auf dem Tische lagen Noten und eine Flöte. Pedro schleppte sich in seinen großen Stiefeln umher, als hätte er etwas Besonderes vor. Da ließ sich aus dem Hinterzimmer eine schwache Stimme vernehmen: „Wer ist da? ... Wer ist denn in der Stube?“

Pedro ging noch geräuschvoller umher und murmelte zwischen den Zähnen: „Oh, es ist ... hm, hm ... es ist ... hm, hm.“ Darauf trat er in die Stube, aus der die Stimme gekommen war.

Gunlaug saß am Fenster, beide Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in den Händen. Sie starrte vor sich auf den Sand, mit dem der Fußboden bestreut war. Sie sprach kein Wort, aber von Zeit zu Zeit entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust. Petra lehnte an der Tür, die Beine übereinander geschlagen, die Hände auf der Brust gefaltet; sie fühlte sich krank. Eine alte Wanduhr schien die Zeit träge wegzuhacken; das Talglicht auf dem Tische rann und glomm mit langem kohlendem Dochte. Die Mutter fühlte, daß sie einen Grund für ihre Anwesenheit in diesem Hause angeben müsse und sprach: „Ich habe diesen Mann einst gekannt.“

Das war alles, was sie sagte; aber es erfolgte auch keine Antwort. Pedro war noch immer nicht

zurückgekehrt. Das Talglicht fuhr trübselig zu rinnen und die Uhr einförmig zu hacken fort. Petra fühlte ihren Kopf von dem Zimmerdunst immer mehr benommen, und unablässig sausten ihr die Worte der Mutter in den Ohren: „Ich habe diesen Mann einst gekannt!"

Die Uhr bemächtigte sich der Worte und begann zu ticken: „Ich—ha—be—die—sen—Mann—einst—ge—kannt."

Wenn ihr später irgendwo Moderluft entgegenströmte, mußte sie sich stets an dieses Zimmer erinnern; wieder überkam sie dann eine gewisse Übelkeit, wieder hörte sie dann die Uhr ticken: „Ich—ha—be—die—sen—Mann—einst—ge—kannt."

Wenn ihr an Bord eines Dampfschiffes der Geruch des Maschinenöls oder des faulen Seewassers unter der Kajüte, oder übler Dunst aus der Küche entgegendrang, bekam sie gleich die Seekrankheit und hörte während der Krankheit bei Tag und bei Nacht die Uhr ticken: „Ich—ha—be—die—sen—Mann—einst—ge—kannt . . ."

Als Pedro wieder eintrat, hatte er eine wollene Mütze aufgesetzt und einen altmodischen steifen Mantel angezogen, dessen Kragen ihm bis über die Ohren reichte.

„Ich bin jetzt fertig," sagte er und zog ein paar derbe Fausthandschuhe an, als sollte er in den bittersten Winter hinaus. „Aber wir dürfen nicht" — er wandte sich um — „den Mantel vergessen für . . . für . . ."

Er blickte nach Petra hin und dann von ihr auf Gunlaug, die einen blauen Mantel, der auf der Lehne eines Stuhles hing, ergriff und ihn Petra anziehen half. Aber als er ihr dicht vors Gesicht kam, roch er so stark nach dem eigentümlichen Zimmerdunst, daß Petra bat, man möchte sie an die frische Luft bringen. Die Mutter sah, daß es ihr übel wurde, machte die Tür auf und führte sie schnell in den Garten. Hier, in der klaren reinen Nacht, atmete Petra in vollen langen Zügen die frische Herbstluft.

„Wo soll ich hin?" fragte sie, als sie sich wieder etwas besser fühlte.

„Nach Bergen," antwortete die Mutter und half ihr den Mantel zuknöpfen. „Das ist eine große Stadt, wo dich niemand kennt."

Als sie mit dem Zuknöpfen fertig war, stellte sie sich an den Ausgang.

„Du bekommst hundert Speziestaler mit," fuhr sie fort; „wenn es dir nicht gut gehen sollte, so hast du doch einen Notpfennig ... Er leiht sie dir, er hier ..."

„Schenkt sie, schenkt sie," flüsterte Pedro, der grade an ihnen vorüber auf die Straße ging.

„Leiht sie dir," wiederholte die Mutter, als ob er nichts gesagt hätte; „ich werde sie ihm zurückbezahlen."

Sie nahm ihr Halstuch ab, band es der Tochter um und sagte: „Sobald es dir gut geht, schreibst du, aber nicht eher."

„Mutter!"

„Und er wird dich hinausrudern an Bord des Schiffes, das draußen vor Anker liegt."

„O Gott! Mutter..."

„So, das ist nun alles. Ich werde nicht weiter mitgehen."

„Mutter! Mutter!"

„Gott sei mit dir! Lebe wohl!"

„Mutter, vergib mir! Mutter!"

„Und erkälte dich nicht auf der See."

Sie hatte sie sanft zum Gartentore hinausgeschoben und verschloß es jetzt.

Petra stand draußen, den Blick auf die verschlossene Pforte geheftet. Sie fühlte sich so unglücklich und verlassen, wie ein Mensch es nur sein kann; aber plötzlich zuckte eine Ahnung, ein Glauben aus dem Verbanntsein, aus der Ungerechtigkeit, aus den Tränen empor, wie ein Blitz, der aufflackert und wieder verlischt, aber einen Augenblick alles herrlich beleuchtet. Sie richtete die Augen empor, aber nichts als Finsternis war um sie her. Durch die öde Straße des Städtchens, an den verschlossenen, entblätterten Gärten, an den verschlossenen Häusern vorüber folgte sie schweigend und langsam der Gestalt, die sich gebeugten Hauptes in den großen Stiefeln und dem schweren bis hoch über den Kopf gezogenen Mantel fortschleppte. Sie erreichten die Allee, wo sie wieder durch dürres Laub hinschritten und die nackten gekrümmten Zweige sich ausnahmen wie zum Greifen ausgestreckte Geisterhände. Tastend suchten sie ihren Weg den Berg hinunter nach dem gelben Boothause, wo sein Boot vertäut lag, das er sofort loszumachen anfing. Er ruderte sie längs der Küste hin, die jetzt in eine schwarze Masse zusammengeschrumpft war,

auf die der bleierne Himmel sich schwer herabgesenkt hatte. Feld und Wald, Häuser und Berge, alles war verwischt; von alledem, was sie seit den Tagen ihrer Kindheit bis gestern täglich vor Augen gehabt, war nichts mehr zu sehen. Wie die Stadt, wie die Menschen, hatte sich alles vor ihr verschlossen in der Nacht, da sie hinausgestoßen wurde, und so mußte sie fort ohne ein Lebewohl!

Auf dem Schiffe, das in der Nähe der Küste vor Anker lag und auf die Morgenbrise wartete, schritt ein Mann auf und ab. Als er das Boot heranrudern sah, ließ er die Schiffstreppe herab, half ihnen an Bord und benachrichtete den Kapitän, der auch sofort auf das Deck kam. Petra kannte die Schiffsmannschaft und diese kannte sie, aber keine einzige Frage, nicht das geringste Zeichen von Mitleid — nichts wurde ihr gesagt, als was sie durchaus wissen mußte, nämlich wo sich ihre Koje befand, und was sie zu tun habe, wenn sie etwas wünsche oder sich krank fühle. Das war fast in dem Augenblicke der Fall, wo sie in die Kajüte hinunterkam, weshalb sie rasch die Kleider wechselte und wieder aufs Verdeck ging. Da strömte ihr ein würziger Duft entgegen, — oh, es war Schokolade! Sie empfand einen entsetzlichen Hunger, es war ihr, als ob etwas an ihr nagte, und da kam der Mann, der ihr an Bord geholfen hatte, aus der Schiffsküche und brachte ihr eine ganze Schale voll köstlicher Schokolade und Kuchen dazu! ... Es sei von ihrer Mutter, sagte er.

Während sie sich stärkte, erzählte er ihr ferner, die Mutter habe auch eine Kiste mit ihren besten Klei-

dern, ihrer Wäsche, mit Eßwaren und andern schönen Sachen für sie an Bord geschickt.

Da drängte sich ihrem Geiste das Bild der Mutter wieder mit Macht auf, ein Bild, wie sie es früher nicht gekannt, das sie aber ihr ganzes Leben hindurch treu im Herzen bewahrte. Und vor diesem Bilde legte sie das zwar wehmütige, aber feste Gelübde ab, der Mutter einst all den Kummer, den sie ihr jetzt verursacht hatte, mit Freude vergelten zu wollen.

Pedro Ohlsen saß neben ihr, wenn sie sich niedersetzte, und ging neben ihr, wenn sie hin und her schritt, stets darauf bedacht, ihr nicht im Wege zu sein, und grade dadurch stand er ihr fortwährend auf dem mit Waren überfüllten Deck im Wege. Sie konnte von seinem Gesicht nichts weiter sehen als die große Nase und die Augen, und auch die nicht ganz deutlich; indes machte er den Eindruck auf sie, als ob es ihn dränge, etwas zu sagen, das er jedoch nicht herausbringen konnte. Er seufzte, setzte sich, stand auf, ging um sie herum, setzte sich wieder; aber kein einziges Wort kam über seine Lippen, und sie beobachtete ebenfalls beharrlich Schweigen. Endlich tat er sich Gewalt an, zog linkisch eine ungeheuer große lederne Brieftasche hervor und flüsterte ihr zu, darin befänden sich die hundert Speziestaler und noch eine Kleinigkeit mehr. Sie streckte die Hand aus und dankte ihm; und dabei kam sie seinem Gesicht so nahe, daß sie bemerkte, wie seine in feuchtem Glanze flimmernden Augen auf sie gerichtet waren. Denn mit ihr schwand ja der letzte Schimmer seines dunkel hinkriechenden Lebens. Gern hätte er ihr etwas gesagt, das eine

freundliche Erinnerung an ihn zurücklassen könnte, wenn er einst nicht mehr wäre; aber das war ihm verboten; desungeachtet hätte er es getan, hätte ihr alles erzählt, aber es war ihm unmöglich, weil sie ihm nicht die Zunge löste! Petra fühlte sich sehr matt, so matt, und der Gedanke, daß er der Anlaß zu der ersten Sünde gewesen, die sie gegen ihre Mutter begangen, wollte sie grade in diesem Augenblicke nicht verlassen. Er wurde ihr unerträglich; es wurde schlimmer und nicht besser, je länger er dasaß, denn wenn man müde ist, wird man leicht ungeduldig. Der arme Teufel fühlte das. So mußte er denn gehen, und indem er seine dürre Hand aus dem Fausthandschuh zog, gelang es ihm endlich, ein Lebewohl zu flüstern. Petra legte ihre warme Hand in die seine, und beide erhoben sich.

„Ich danke — und grüßet die Mutter von mir!" sagte sie.

Er seufzte tief auf, wieder und immer wieder, ließ ihre Hand los, wandte sich ab und stieg rückwärts und schweigend die Schiffstreppe hinab. Sie trat an das Schiffsgeländer, er sah noch einmal empor, grüßte, setzte sich in sein Boot und ruderte dann langsam von dannen. Sie blieb stehen, bis er in der Dunkelheit verschwunden war. Dann ging sie in die Kajüte hinab; sie war so müde, daß sie kaum stehen konnte, und obgleich sie sich beim Eintreten ganz krank fühlte, hatte sie doch kaum das Haupt aufs Kissen gelegt und die zwei oder drei ersten Bitten des Vaterunsers gesprochen, als sie in Schlaf sank.

*

Neben dem gelben Boothause saß inzwischen die Mutter. Sie war ihnen langsam den ganzen Weg gefolgt und hatte sich dort niedergelassen, als sie vom Lande stießen. Von derselben Stelle aus war Pedro Ohlsen in früheren Tagen mit ihr fortgerudert; es war sehr lange her; jetzt, da er mit ihrer Tochter dahinruderte, mußte sie wieder daran denken.

Als sie ihn allein zurückkehren sah, stand sie auf und entfernte sich, denn sie wußte jetzt, daß ihre Tochter sicher an Bord war. Sie begab sich nicht nach Hause, sondern schritt weiter hinauf, suchte in der Dunkelheit den Weg, der über die Berge führte, und schlug den ein.

Länger als einen Monat stand ihr Haus in der Stadt verödet und verwüstet; sie wollte nicht eher zurückkehren, als bis sie von ihrer Tochter günstige Nachrichten erhalten.

Inzwischen hatten die Leute Zeit gehabt, ihre Gefühle gegen Gunlaug zu prüfen. Kleine Naturen empfinden stets eine unaussprechliche Freude, wenn sie sich zur Verfolgung des Stärkeren vereinigen können; aber nur so lange, als sie Widerstand finden. Wenn sie sehen, daß ihr Opfer sich geduldig mißhandeln läßt, beschleicht sie ein Gefühl der Scham, und sie zischen den aus, der noch einmal schmähen will. Man hatte sich darauf gefreut, Gunlaugs gewaltige Stimme in dem Hohlwege widerhallen zu hören; man hatte geglaubt, sie werde die Matrosen zu Hilfe rufen und zum Straßenkampf aufbieten. Als der dritte Abend verging und sie sich noch immer nicht zeigte, war die Menge nicht mehr zu zügeln. Man wollte hinein, die

beiden Frauenzimmer herausholen, sie auf die Straße werfen, sie aus der Stadt treiben, sie auf und davon peitschen! Die Scheiben waren seit dem vorigen Abend noch nicht wieder eingesetzt; unter dem Hurrarufen der Menge krochen zwei Männer durch die Fenster, um die Tür zu öffnen, und die ganze Bande stürmte ein. Sie durchsuchten alle Räume, oben und unten; sie sprengten die Türen, zerschlugen alles, was ihnen im Wege stand, suchten Mutter und Tochter vom Boden bis zum Keller in jedem Winkel, fanden aber keine Menschenseele. Eine plötzliche Ruhe trat ein, als man diese Entdeckung machte. Die sich im Hause befanden, schlichen einer nach dem andern hinaus und verkrochen sich hinter den andern — nach wenigen Minuten war der Platz vor dem Hause leer. Bald fanden sich Leute in der Stadt, die sagten, wehrlosen Frauen gegenüber sei ein solches Betragen unwürdig gewesen.

Als man das Ereignis hinreichend besprochen und beurteilt hatte, kam man endlich zu dem Schlusse, daß, was das Fischermädchen auch verbrochen, Gunlaug doch keine Schuld daran habe, und ihr also großes Unrecht geschehen sei. Ihr Verschwinden wurde in der Stadt schmerzlich empfunden. Prügeleien, Straßenaufläufe und betrunkene Leute waren bald an der Tagesordnung, denn mit Gunlaug hatte der Ort seine Polizei verloren. Auch fehlte den Vorübergehenden ihre imposante Gestalt in der Tür; am meisten aber wurde sie von den Seeleuten vermißt. Nirgends war es doch so, wie bei ihr, sagten sie. Bei ihr war jeder behandelt worden, wie er es verdiente; jeder hatte in

ihrem Vertrauen die ihm gebührende Rangstufe eingenommen, jeder hatte bei ihr Hilfe gefunden, wenn er deren bedurfte. Weder Matrosen noch Kapitäne, weder Hausväter noch Hausmütter hätten bisher Gunlaugs wahren Wert zu schätzen gewußt; erst jetzt, da sie fort sei, kämen sie zur Erkenntnis.

Wie eine Freudenbotschaft durcheilte daher das Städtchen die Nachricht, man habe Gunlaug im Hause sitzen und wie ehedem kochen und braten sehen. Jeder mußte hinauf, um sich selbst zu überzeugen, daß neue Scheiben eingesetzt und die Tür repariert waren, daß aus dem Schornstein der Rauch wieder aufwirbelte.

Ja, es hatte alles seine Richtigkeit! Da saß sie wieder! Man kletterte an der andern Seite des Hohlwegs herauf, um besser sehen zu können; sie stand am Herde, weder um sich, noch aufblickend, die Augen folgten nur der Hand, und die Hand arbeitete; denn sie war zurückgekommen, um wiederzugewinnen, was sie verloren hatte, vor allem aber, um die hundert Speziestaler zu verdienen, die sie Pedro Ohlsen schuldete.

Anfangs begnügten sich die Leute damit, bei ihr hereinzusehen; wegen ihres bösen Gewissens wagten sie es lange nicht, ihre Schwelle zu überschreiten. Nach und nach kamen sie jedoch und zuerst die guten freundlichen Hausmütter. Sie fanden aber keine Gelegenheit, von etwas anderm mit ihr zu reden als von Geschäften, denn Gunlaug wollte von nichts anderm hören. Dann kamen die Fischer, darauf die Kaufleute und Kapitäne und endlich, am ersten Sonntage, die Seeleute. Es mußte auf Verabredung geschehen sein, denn gegen Abend wurde das Haus plötzlich so

überfüllt, daß auch die Tische und Stühle, die während des Sommers im Garten standen, herbeigeholt und in den Gang, die Küche und die Hinterstube gestellt werden mußten. Niemand, der diese Versammlung sah, hätte zu ahnen vermocht, mit welchen Gefühlen die Leute hier saßen; denn in dem Augenblick, da sie Gunlaugs Schwelle überschritten, hatte sie stillschweigend das Kommando über sie wieder übernommen, und die große Ruhe und Sicherheit, mit der sie jedem gab, was er verlangte, unterdrückte jedes Willkommen, jede Frage. Sie war noch dieselbe, nur daß ihr Haar nicht mehr schwarz und ihr ganzes Wesen etwas stiller war. Aber als die Seeleute heiter zu werden anfingen, vermochten sie nicht mehr an sich zu halten, und jedesmal, wenn Gunlaug und das Mädchen draußen waren, drang man in Knud, den Bootsmann, der stets ihr Liebling gewesen, er möchte ihre Gesundheit trinken, wenn sie wieder hereinkomme. Doch selbst er konnte nicht eher den Mut dazu finden, als bis sein Kopf ein bißchen wärmer geworden war. Dann endlich, als sie grade die leeren Gläser und Flaschen abräumte, stand er auf und sagte, daß es brav und schön sei, daß sie wieder da wäre. Denn das sei wirklich wahr, daß — daß es brav und schön sei, daß sie wieder da wäre!

Das deuchte den Matrosen ein herrlicher Trinkspruch; sie standen auf und riefen: „Ja, es ist brav und schön!"

Und die in dem Flur und in der Küche und in den andern Zimmern saßen, stimmten ebenfalls ein, während der Bootsmann ihr sein Glas einhändigte

und laut Hurra rief; und da riefen auch die andern Hurra, daß es weithin widerhallte. Bald verkündete einer, es sei ihr schändliches Unrecht widerfahren; dann schworen andre dasselbe, und bald schwor die ganze Gesellschaft, daß ihr das allerschändlichste Unrecht angetan worden war. Endlich wurden sie ruhig, da sie ein Wort von ihr zu hören wünschten, und da sagte Gunlaug, sie danke ihnen.

„Aber“, setzte sie hinzu, indem sie fortfuhr die Gläser und Flaschen zu sammeln, „solange ich nicht davon rede, braucht ihr es auch nicht.“

Und nachdem sie soviel Gläser und Flaschen zusammengerafft als sie tragen konnte, ging sie hinaus und kehrte ruhig zurück, um den Rest zu holen. Von diesem Augenblick an war ihre Macht unerschütterlich.

Siebentes Kapitel

In der Dunkelheit des Abends ging das Schiff im Hafen von Bergen vor Anker. Noch halb schwindlig von der Seekrankheit wurde Petra in dem Boot des Kapitäns zwischen einer Menge von großen und kleinen Schiffen hindurch nach dem von Seeleuten wimmelnden Hafendamm gebracht und von dort durch die engen, mit Bauern und Straßenjungen angefüllten Gassen geführt. Sie blieben vor einem schönen kleinen Hause stehen, wo sich eine alte Frau auf des Kapitäns Bitte liebevoll Petras annahm. Sie war hungrig und müde; beide Bedürfnisse konnte sie jetzt befriedigen. Als sie am folgenden Tage gegen Mittag erwachte, fühlte sie sich frisch und munter; fremde Töne schlugen an ihr Ohr, und als sie die Vorhänge aufzog,

sah sie auch um sich herum eine neue Natur, eine neue Stadt, neue Gesichter. Ja, es dünkte sie, da sie vor dem Spiegel stand, als sei auch sie neu geworden. Dieses Gesicht war nicht ihr altes. Worin eigentlich der Unterschied bestand, darüber konnte sie sich nicht klar werden; sie begriff nicht, daß in ihrem Alter jeder Kummer, jede Erschütterung die Züge verfeinert und vergeistigt; aber als sie sich in dem Spiegel erblickte, mußte sie an die letzten Nächte denken, und bei dieser Erinnerung erbebte sie. Sie beeilte sich mit ihrer Toilette, um bald in das neue fremdartige Leben zu kommen, das ihrer harrte. In dem Wohnzimmer traf sie ihre Wirtin und verschiedene Damen, die sie zunächst gründlich in Augenschein nahmen und ihr dann versprachen, sich ihrer anzunehmen. Um damit sofort den Anfang zu machen, erboten sie sich, sie in der Stadt herumzuführen. Da sie sich verschiedene Kleinigkeiten kaufen mußte, eilte sie hinauf, um ihre Brieftasche zu holen. Weil sie sich schämte, ein so dickes plumpes Ding herunterzubringen, öffnete sie sie in ihrem Zimmer, um das Geld herauszunehmen. Aber sieh, die Tasche enthielt ja nicht hundert, sondern dreihundert Speziestaler! Es war also wieder Pedro Ohlsen, der ihr gegen der Mutter Wissen und Willen Geld aufdrang! So wenig begriff sie den Wert des Geldes, daß sie sich über die Größe der Summe gar nicht wunderte, weshalb es ihr auch nicht in den Sinn kam, über die Ursache einer so großen Freigebigkeit nachzudenken. Statt eines von Freude überströmenden und mit ahnungsvollen Fragen angefüllten Dankschreibens, erhielt Pedro

Ohlsen von Gunlaug einen Brief, den Petra geschrieben hatte, in dem die Tochter ihren Wohltäter mit schlecht verhehltem Ärger verriet und fragte, was sie mit dem eingeschmuggelten Geschenk anfangen solle.

Die großartige Landschaft um die Stadt Bergen machte den ersten mächtigen Eindruck auf Petra. Sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, der Felsen hinge so nahe herüber, daß man auf seiner Hut sein müsse. Jedesmal, wenn sie den Blick emporhob, fühlte sie sich beklommen, und dann drängte es sie wieder, die Hände auszustrecken, um gleichsam Einlaß begehrend dagegen zu pochen. Zu Zeiten auch war es ihr, als gäbe es gar keinen Ausgang aus dieser Natur. Finster und sonnenverlassen standen die Felsen da; schwer lagerten die Wolken auf ihnen oder jagten über sie hin; Wind und Regenschauer wechselten ununterbrochen, vom Felsen kamen sie, der Fels goß sie über die Stadt aus. Aber auf den Gesichtern der vielen Menschen um sie herum war von einer Beklommenheit nichts zu merken. Sie fühlte sich bald glücklich unter ihnen; denn die Freiheit, Leichtigkeit und Heiterkeit, mit der sie ihren Geschäften nachgingen, war für Petra etwas durchaus Neues, und nach dem, was sie erlebt hatte, berührte sie das wie Lächeln und Willkommen.

Als sie am folgenden Tage beim Mittagessen sagte, sie möchte am liebsten dort sein, wo recht viele Menschen beisammen sind, wurde ihr geantwortet, dann müsse sie ins Theater gehen; da träfe sie mehrere Hundert in einem einzigen Hause.

Ja, das wollte sie sofort! Man kaufte ihr ein

Billett. Das Theater lag in der Nähe, und zur bestimmten Zeit führte man sie hin. Man wies ihr einen Platz auf der ersten Bank des Balkons an. Da saß sie in heller glänzender Beleuchtung, umgeben von einer großen Menge fröhlicher, in lebhafte Farben gekleideter Menschen, und von allen Seiten brausten Gespräche um sie her wie das Rauschen des Meeres. Was Petra hier noch zu sehen bekommen sollte, davon hatte sie nicht die mindeste Ahnung. Sie wußte ja weiter nichts, als was Ödegaard sie gelehrt und was sie durch zufällige Bekanntschaften erfahren hatte. Aber vom Theater hatte Ödegaard nie ein Wort fallen lassen. Die Matrosen hatten allerdings von Theatern gesprochen, aber von solchen, in denen man wilde Tiere und seltsame Reiterkünste zu sehen bekam; und den Knaben war es nicht eingefallen, von Schauspielen zu reden, selbst wenn sie in der Schule von solchen Dingen gehört hätten. Denn die kleine Stadt hatte ja selbst kein Theater, nicht einmal ein Haus, das diesen Namen führte. Reisende Tierbändiger, Seiltänzer und Gaukler benutzten zu ihren Aufführungen entweder eine Bude an der Küste oder das freie Feld. Petras Unkenntnis war so groß, daß sie nicht einmal wußte, wie sie fragen sollte; sie saß in entzücktem Schweigen da und hoffte, irgend etwas Wunderbares zu sehen, in der Gestalt von Kamelen, Affen usw. Nach und nach ganz erfüllt von dieser Vorstellung, begann sie in jedem Gesicht um sich herum Tiere zu sehen: Pferde, Hunde, Füchse, Katzen, Mäuse, und sie amüsierte sich ungemein. So geschah es, daß sich das Orchester versammelte, ohne daß sie es bemerkte.

Sie sprang entsetzt auf, als mit einem kurzen scharfen Dröhnen von Pauken, Trommeln, Posaunen und Hörnern die Ouverture begann; sie hatte nie in ihrem Leben andre Musik gehört als gelegentlich die Töne einiger Geigen und etwa einer Flöte. Diese brausende Herrlichkeit machte sie erbleichen; sie hatte für Petra etwas von einem finstern, stürmischen See; sie fürchtete sich vor dem, was kommen würde, das vielleicht noch mehr rauschte und brauste, und doch wünschte sie nicht, daß es ein Ende nähme. Bald verbreiteten mildere Harmonien Licht, und es eröffneten sich Aussichten, von denen sie nie geträumt. Melodien wiegten sie auf ihren Schwingen, rings um sie her in der Luft tönte es von Leben und heiterem Spiel; der ganze Zug schwang sich in kräftigen Flügelschlägen empor, leise senkte er sich wieder herab, mächtig sammelte er sich wieder, wild und feurig teilte er sich, bis eine große Finsternis darüber sank und alles bedeckte; es war, als ob alles übertönt würde von dem Brausen eines tosenden Wasserfalls. Dann wieder ein einzelner Ton wie von einem Vöglein auf nassem Zweige unten am Abgrunde; wehmütig, schüchtern beginnt es, aber die Luft über ihm klärt sich bei seinem Gesange, aus einer Wolkenritze strömt etwas Sonne hervor, und wieder waren die langen blauenden Fernsichten voll von jenem wunderbaren Schaukeln und Flattern hinter den Sonnenstrahlen. Als dies eine Weile gedauert hatte, erstarb alles wie in mildem Frieden; all die jubelnden Scharen zogen weiter und immer weiter fort, nichts war mehr sichtbar als die Sonnenstrahlen, die zitternd in der Luft zer-

schmolzen; über der ganzen unendlichen Fläche eitel Sonne, alles lichtdurchwoben und still, und in diesem seligen Harmonientraum löste es sich auf...

Unwillkürlich erhob sich Petra, als die Musik zu Ende war. Aber welch neues Wunder war das! Da ging die schöne gemalte Wand vor ihr in die Höhe bis oben an die Decke!... Sie befand sich in einer Kirche mit Gewölben und Säulen, in einer von Orgeltönen durchbrausten und in festlichem Glanze strahlenden Kirche, und Leute in Gewändern, wie sie noch niemals gesehen, schritten auf sie zu und redeten — ja in der Kirche redeten sie! Und in einer Sprache, die sie nicht verstand... Wie, redete man auch hinter ihr!

„Niedersitzen!“ sagten sie. Aber da in der Kirche befand sich ja gar kein Stuhl, und die beiden, die darin waren, blieben auch ganz ruhig stehen; und je länger Petra sie betrachtete, desto klarer wurde es ihr, daß dies dieselben Trachten waren, die sie auf einem Bilde gesehen hatte, auf einem Bilde des heiligen Olaf... Ja, da sprachen sie ja auch von dem heiligen Olaf!

„Niedersitzen!“ hörte sie wieder hinter sich rufen. „Niedersitzen!“ riefen mehrere Stimmen.

Vielleicht geht da hinter mir auch etwas vor, dachte Petra und wandte sich rasch um; sie sah eine Anzahl zorniger Gesichter auf sich gerichtet, einige darunter mit einem gradezu drohenden Ausdruck. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, meinte Petra und wollte davoneilen. Da zupfte sie eine ältliche Dame, die neben ihr saß, sanft am Kleide.

„Aber so setzen Sie sich doch, liebes Kind!“ flüsterte sie; „die da hinten können ja nichts sehen.“

Augenblicklich war sie auf ihrem Platze; denn natürlich, da drinnen ist das Theater, und wir sehen zu — ja richtig, das Theater, wiederholte sie, als wollte sie das Wort ihrem Gedächtnis fest einprägen. Sie blickte wieder nach der Kirche hin; aber sie konnte den Mann, der dort sprach, trotz aller aufgewandten Mühe nicht verstehen. Erst als sie bemerkte, daß er jung und schön war, fing sie hin und wieder ein Wort auf; und als sie hörte, daß er von Liebe sprach und verliebt war, verstand sie fast alles. Dann trat ein dritter herein, der sofort ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog; denn nach Zeichnungen wußte sie, daß es ein Mönch sein mußte, und sie hatte sich schon lange danach gesehnt, einmal einen lebendigen Mönch zu sehen. Der Mönch trat so leise auf, war so still, hatte ein so gottesfürchtiges Wesen an sich! Er sprach so rechtschaffen, so langsam, sie konnte jedem seiner Worte folgen. Aber plötzlich wendet er sich ab und spricht grade das Gegenteil von dem, was er vor einem Augenblick gesagt hat ... Mein Gott, das ist ein Schelm! ... Wirklich, er ist ein Schelm! ... Man sieht's ihm ja auch an! ... Mein Gott, kann der schöne junge Mann das denn nicht einsehen! ... Aber hören sollte er es doch wenigstens ...!

„Er betrügt Sie!“ flüsterte sie halblaut.

„Still!“ sagte die alte Dame.

„Nein, der junge Mann hat's nicht gehört! ... Er ist fortgegangen, voll gefährlichen Vertrauens!“

Alle entfernten sich, und herein kam ein alter Mann ... Was ist das? Der Greis spricht wie ein junger Mann ... und doch ist es ein Greis ... Aber jetzt, sieh, sieh! Da kommt eine glänzende Schar weißgekleideter Jungfrauen. Lautlos und langsam gehen sie zwei und zwei durch die Kirche; Petra sah ihnen noch nach, nachdem sie schon längst wieder verschwunden waren, und an ihrem Geiste schwebte aus ihrer Kindheit die Erinnerung vorüber an eine ähnliche Erscheinung ... Eines Winters war sie mit der Mutter über die Berge gegangen. Durch den frischgefallenen Schnee watend, scheuchten sie plötzlich eine Kette junger Schneehühner auf; sie flatterten empor und erfüllten auf einmal die ganze Luft vor ihnen; weiß waren die Vögel, weiß der Schnee, weiß der Wald, weiß die Luft — noch lange nachher schwebten ihr auch alle Gedanken weiß durch den Kopf, und hier war einen Augenblick dasselbe der Fall ...

Aber eine jener weißgekleideten Jungfrauen tritt mit einem Kranz in der Hand herein und sinkt auf die Knie. Der Greis kniet ebenfalls nieder, und sie redet ihn jetzt an; er hat Brief und Botschaft für sie aus fremden Landen. Er zieht den Brief hervor; man sieht es, daß er von einem sein muß, der ihr teuer ist. O wie schön! Hier liebt sich ja alles! Sie öffnet das Schreiben — es ist kein Brief, es ist nur ein leeres Blatt! ... Sieh, ah, sieh — er ist ja selbst der Brief! Der Greis ist der junge Mann, und er ist es, den sie liebt! ... Sie umarmen sich ... Bei Gott! sie küssen sich! ...

Petra fühlte, daß sie feuerrot wurde und verbarg ihr Gesicht in den Händen, dabei folgte sie jedoch aufmerksam dem Gange der Handlung.

Horch! er sagt ihr, daß sie sogleich Hochzeit feiern werden, und da zupft sie ihn lächelnd am Barte und meint, er sei ein Barbar geworden, worauf er erwidert, sie sei überaus schön geworden. Und er gibt ihr einen Ring und verspricht ihr ein Samtkleid und einen Purpurmantel, goldene Schuhe und einen goldenen Gürtel; er nimmt fröhlich Abschied und geht zum König, um wegen der Hochzeitsfeier mit ihm zu reden. Seine Braut schaut ihm nach, strahlend vor Freude; aber als sie sich wieder umwendet, allein, ohne ihn, da ist es ihr so leer, so leer!...

Da gleitet die Wand schnell wieder herab. Ist es jetzt vorbei? Grade da es begonnen?... Über und über rot wandte sich Petra an die alte Dame.

„Ist es aus?"

„Nein, mein Kind, noch nicht; dies ist der erste Akt. Es sind im ganzen fünf Akte... Ach ja, fünf Akte," wiederholte sie seufzend.

„Von derselben Geschichte?" fragte Petra.

„Was meinen Sie damit?"

„Kommen dieselben Personen wieder herein, und wird sie dann weiter fortgesetzt?"

„Sie sind wohl noch nie in einem Theater gewesen — wie?"

„Nein."

„Freilich, es gibt wohl nicht viele Städte, die ein Theater haben; es ist so teuer."

„Aber was ist das alles?" fragte Petra und sah

die Dame so gespannt an, als könnte sie die Antwort kaum erwarten. „Was sind das für Menschen?"

„Die Gesellschaft des Direktors Naso — eine ausgezeichnete Gesellschaft; er ist ein tüchtiger Bühnenleiter!"

„Ist er es denn, der das alles erfindet? ... Oder was ist das? ... Mein Gott, so antworten Sie mir doch!"

„Mein liebes Kind, wissen Sie denn nicht, was ein Schauspiel ist? ... Wo sind Sie denn her?"

Aber als Petra sich ihrer Heimat erinnerte, mußte sie auch wieder an ihre Schande und ihre Flucht denken; sie schwieg und wagte nicht weiter zu fragen.

Der zweite Akt begann. Der König trat auf — ja, es war der König! Hier bekam sie also auch einen König zu sehen! Sie hörte nicht, was er sagte; sie sah nicht, mit wem er sprach, sie achtete nur auf seine königlichen Gewänder, sein königliches Benehmen, seine königlichen Mienen. Sie war ganz in seinen Anblick verloren; aber als ein junger Mann auftrat, wachte sie auf; dann entfernten sich alle, um die Braut zu holen. Wie gespannt wartete Petra!

Während des Zwischenaktes lehnte sich die alte Dame zu ihr herüber. „Nicht wahr, sie spielen prachtvoll?" fragte sie.

Petra sah sie erstaunt an. „Spielen — was wollen Sie damit sagen?"

Sie bemerkte nicht, daß sie von allen, die in der Nähe saßen, neugierig betrachtet wurde; daß man die alte Dame beauftragt hatte, sie auszuholen; sie hörte nicht, daß man über sie lachte.

„Aber sie reden ja nicht wie wir?“ sagte sie, als sie keine Antwort erhielt.

„Es sind ja Dänen,“ versetzte die Dame, die nun ebenfalls zu lachen begann.

Da begriff Petra, daß die gute Dame ihre vielen Fragen lächerlich finden mußte und schwieg, die Augen unverwandt auf den Vorhang gerichtet. Als dieser wieder aufging, hatte sie die große Freude, einen Erzbischof zu sehen. Es ging ihr jetzt wieder wie vorhin; sie verlor sich so vollständig in seinen Anblick, daß sie kein Wort davon hörte, was er sagte. Aber da ertönte Musik — ganz leise, aus weiter Ferne! Dann kam sie näher. Es war Frauengesang und Spiel von Flöten und Violinen und einem Instrument, das keine Gitarre war und dennoch wie eine Gitarre klang, nur sanfter, voller, weicher; die gesamte Harmonie brauste in langen Tonwellen heran, und als alle Räume von Musik erfüllt schienen, siehe, da kam die Prozession: Soldaten mit Hellebarden, Chorknaben mit Weihrauchgefäßen, Mönche mit Kerzen und der König mit der Krone auf dem Haupte und an seiner Seite der Bräutigam, angetan mit weißen Gewändern. Dann wieder die weißgekleideten Jungfrauen, die Rosen streuend unter Gesang vor der Braut einhergingen, die in weiße Seide gekleidet war und einen roten Kranz auf dem Haar trug. An ihrer Seite schritt eine hohe Dame in golddurchwirktem Purpurkleide und einer kleinen strahlenden Krone auf dem Haupte — das mußte die Königin sein! Die ganze Kirche war von dem Gesang erfüllt; und alles, was nun geschah von dem Augenblick an, wo der Bräu-

tigam die Braut zum Altare führte, an dessen Stufen sie niederknieten, während das ganze Gefolge um sie herum die Knie beugte, bis der Erzbischof im Aufzuge mit seinen Chorbrüdern erschien, das alles waren für Petra nur neue Verschlingungen einer vielgliedrigen Harmonienkette ...

Da die Trauung beginnen sollte, erhob der Erzbischof seinen Stab und tat Einspruch. Ihre eheliche Gemeinschaft sei wider die heiligen Vorschriften, niemals im Leben könnten sie vereinigt werden. O himmlischer Vater, erbarme dich! ... Die Braut sank in Ohnmacht, und auch Petra fiel mit einem durchdringenden Schrei auf ihren Platz zurück, von dem sie sich erhoben hatte.

„Wasser! Wasser!" rief man rings um sie herum.

„Nein," antwortete die alte Dame; „ist nicht nötig; sie ist nicht in Ohnmacht gefallen."

„Ist nicht nötig," wiederholte man.

„Still!" ertönte es von verschiedenen Seiten.

„Still!" rief man aus dem Parkett hinauf; „still da oben auf dem Balkon!"

„Ruhig da unten im Parkett!" tönte es vom Balkon zurück.

„Sie müssen sich die Sache nicht so sehr zu Herzen nehmen," flüsterte die alte Dame; „es ist ja doch alles nur Dichtung und Gaukelei; aber freilich Frau Naso spielt ausgezeichnet."

„Still!" rief nun auch Petra; sie war schon wieder tief in der Handlung, denn der Mönch war jetzt mit einem Schwerte in der Hand zurückgekehrt. Die beiden Liebenden mußten ein Tuch zwischen sich hal-

ten, und er schnitt es zwischen ihnen entzwei; die Kirche zerschnitt, wie nach dem ersten Sündenfall, das Schwert der Menschheit den Eingang zum Paradiese abschnitt! Weinende Frauen nahmen der Braut den roten Kranz vom Haar und gaben ihr dafür einen weißen; damit war sie für ihr ganzes Leben dem Kloster geweiht. Und er, dem sie angehörte für Zeit und Ewigkeit, sollte sie am Leben wissen und dennoch niemals der ihre werden können!... sollte sie eingekerkert wissen, und sie niemals wiedersehen! Oh, es war herzzerreißend zu sehen, wie sie Abschied voneinander nahmen! Einen größeren Schmerz konnte es auf Erden nicht geben!

„Aber du lieber Gott!" flüsterte die alte Dame, als der Vorhang heruntergelassen war, „seien Sie doch nicht närrisch, es ist ja nur Madame Naso, die Frau des Direktors!"

Petra riß die Augen weit auf und starrte die gute Frau lange an. Die muß verrückt sein, dachte sie. Da nun die alte Dame von Petra dieselbe Meinung hatte, redeten sie nicht mehr miteinander und tauschten nur von Zeit zu Zeit scheue Blicke aus. Als der Vorhang wieder aufging, konnte Petra dem Gange der Handlung nicht mehr folgen: Die Braut hinter den Klostermauern, der Bräutigam bei Tag und bei Nacht verzweiflungsvoll vor ihnen Wache haltend... Petra sah nur sie, litt ihren Schmerz, betete ihre Gebete, — alles andre glitt farb- und leblos an ihren Augen vorüber. Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit wieder erregt; tiefes schauerliches Schweigen trat ein; die leere Kirche erweiterte sich, nur die zwölf Schläge

der mitternächtlichen Stunde dröhnten hindurch. Unten in dem Gewölbe rasselte es, die Mauern erbebten: Der heilige Olaf hatte sich in seinem Totengewande aus dem Grabe erhoben! Hoch und schrecklich schreitet er mit dem Speer in der Hand einher; die Wache flieht, der Donner rollt, und der Mönch wird von dem rächenden Speere durchbohrt. Dann wird alles wieder finster, und die Erscheinung sinkt zurück in die Erde. Aber der Mönch liegt noch da wie vom Blitz getroffen.

Petra hatte sich unwillkürlich an die alte Dame geklammert, die bei dem krampfhaften Anfassen besorgt geworden war; und als sie Petra immer blasser werden sah, beeilte sie sich zu sagen: „Gott steh mir bei, Kind, es ist ja nur Knutsen; das ist die einzige Rolle, die er spielen kann — er hat ein so dumpfes Organ!"

„Nein, nein, nein, nein! Ich sah Flammen um ihn herum," sagte Petra, „und die ganze Kirche erbebte unter seinen Tritten!"

„Aber so seien Sie doch still!" wurde von mehreren Seiten gerufen. „Hinaus mit dem, der nicht ruhig sein kann!"

„Still da oben auf dem Balkon!" rief das Parkett.

„Ruhig da unten!" antwortete der Balkon.

Petra hatte sich ganz klein gemacht, als wollte sie sich verstecken; aber bald hatte sie alles wieder vergessen, denn die Liebenden erschienen von neuem. Der Blitz hat ihnen einen Weg gebahnt, sie wollen fliehen. Sie haben sich wiedergefunden, sie schließen einander fest in die Arme — Gott im Himmel, nun beschütze

sie! Aber da ertönt lautes Rufen und Lärmen und Kampfgeschrei. Der Bräutigam wird von ihrer Seite gerissen; er muß für sein Vaterland kämpfen; er wird verwundet, sendet noch sterbend der Geliebten seinen Gruß.... Petra begreift erst, was geschehen ist, als die Braut mit seltsamer Ruhe hereinkommt und seine Leiche erblickt. Da ist es, als ob alle Wolken des Schmerzes sich über diesem einen Punkte sammeln wollten... Aber ein einziger Blick zerstreut sie. Die Braut schaut von des Toten Brust zum Himmel empor und bittet ihn, auch sie sterben zu lassen. Der Himmel öffnet sich vor diesem Blicke, das Licht senkt sich nieder, der Hochzeitssaal ist dort oben — alles ist bereit zum Empfange der Braut! Ja, sie schaut bereits hinein. Von ihren Augen geht ein Frieden aus wie von dem, der auf den hohen Bergen thront. Dann senken sich ihre Augenlider, der Kampf hat eine höhere Lösung, ihre Treue einen herrlichern Lohn gefunden; sie sind vereint!...

Lange saß Petra noch still auf ihrem Platze. Ihr Herz war gehoben im Glauben an das Gute, die Macht des Großen erfüllte ihre Seele. Sie fühlte sich frei von allem, was kleinlich, frei von Furcht und Schmerz; sie erhob sich mit einem Lächeln für alle, waren sie ja doch Brüder und Schwestern! Das Böse, das menschentrennende Böse, war nicht mehr, es war vom Donner zermalmt!... Die Leute gaben ihr Lächeln zurück, war sie ja doch das Mädchen, das während der Vorstellung halb närrisch gewesen. Sie aber sah nichts andres in ihrem Lächeln als den Widerschein der eigenen innern Befriedigung. In dem

Glauben, daß sie mit ihr lächelten, lächelte sie so freudestrahlend zurück, daß sie Petra durchaus mit ihrem eigenen Lächeln anlächeln mußten. Sie schritt die breite Treppe zwischen zwei zurückweichenden Reihen von Menschen herab, die Freude von ihrer Freude, Schönheit von ihrer Schönheit zurückgaben. Die Strahlen in unserm Innern können oft so mächtig werden, daß sie Licht über unsre ganze Umgebung verbreiten, wenn wir es gleich selbst nicht bemerken. Das ist der größte Triumphzug auf Erden, wenn unsre eignen leuchtenden Gedanken unsre Ankunft verkünden, uns tragen auf ihren Schwingen und wie ein Gefolge hinter uns herwandeln.

Als sie, ohne eigentlich zu wissen wie, nach Hause gekommen war, fragte sie, was denn das alles gewesen sei. Hier waren Leute, die sie begreifen und ihr alles befriedigend erklären konnten. Und als sie nun vollständig darüber unterrichtet war, was ein Schauspiel ist, und was große Schauspieler vermögen, da stand sie auf und sagte: „Das ist das Größte auf Erden! Das soll auch mein Beruf werden!"

Zur großen Verwunderung der Anwesenden ergriff sie Mantel und Hut und entfernte sich; sie mußte allein sein, allein in der freien Natur. Sie ging hinaus aus der Stadt, nach einer nahen Landzunge, wo der Wind heftig wehte. Dort unten brauste das Meer, aber die Stadt lag zu beiden Seiten der Bucht in einem Lichtnebel, hinter dem die unzähligen einzelnen Lichter ineinander flossen, ohne mehr zu vermögen, als durch den Schleier hindurchzuleuchten, den sie nicht emporheben konnten. Das war das Bild von Petras

Seele. Die tiefe Finsternis zu ihren Füßen gemahnte sie mit ihrem dumpfen Brüllen wie eine Warnung vor furchtbaren bodenlosen Abgründen. Nun galt es, dort hinunterzusinken oder sich emporzuarbeiten zu jenen Höhen, von denen das Licht ausgeht... Sie fragte sich, warum ihr früher niemals solche Gedanken gekommen waren, und sie beantwortete sich die Frage selbst: Weil nur die Augenblicke Macht in ihr hätten. Aber sie fühlte auch, daß sie Macht in ihnen habe. Jetzt sah sie es: So viele dieser Augenblicke werden ihr gegeben werden, als dort Lichter funkeln ... und sie betete zu Gott, er möchte sie noch alle in vollem Glanze leuchten lassen, auf daß er keines vergeblich entzündet hätte. Dann erhob sie sich, denn es wehte ein eisiger Wind. Sie blieb nicht lange draußen; und als sie sich wieder heimwärts wandte, da wußte sie, wohin von jetzt an ihr Weg führte.

*

Am nächsten Tage stand sie vor der Tür des Direktors. Heftiges Zanken ließ sich drinnen vernehmen. Die eine Stimme schien ihr Ähnlichkeit zu haben mit der Liebhaberin vom vorigen Abend. Allerdings hatte sie jetzt einen ganz andern Klang, und dennoch machte sie Petra erbeben. Lange wartete sie; aber da es ihr schien, als wollt' es gar kein Ende nehmen, klopfte sie an.

„Herein!" schrie eine männliche Stimme sehr zornig.

„Hu!" kreischte eine Frauenstimme, und als Petra öffnete, sah sie den verkörperten Schrecken in Gestalt aufgelösten Haares und eines Nachtanzuges durch eine

Seitentür entfliehen. Der Direktor, ein langer Mann mit entzündeten Augen, die er sich beeilte hinter einer goldenen Brille zu verbergen, ging aufgeregt im Zimmer hin und her. Seine lange Nase beherrschte so sehr das ganze Gesicht, daß alle übrigen Teile nur ihretwegen da zu sein schienen; die Augen starrten wie zwei Gewehrläufe hinter diesem Walle hervor; der Mund war ein Graben davor und die Stirn eine leichte Brücke vom Wall nach dem Walde oder dem „Verhau".

„Was wünschen Sie?" fragte er mürrisch. „Sind Sie es, die Choristin werden will?" setzte er rasch hinzu.

„Choristin?... Was ist das?"

„Wie, das wissen Sie nicht! ... Hm, hm! ... Was wollen Sie denn?"

„Ich will Schauspielerin werden."

„So, Schauspielerin wollen Sie werden!... Und wissen nicht einmal, was eine Choristin ist!... Hm, hm!... Aber Sie sprechen ja Dialekt!"

„Dialekt? Was ist das?"

„Hm, auch das wissen Sie nicht ... und wollen doch Schauspielerin werden!... Hm, hm! ... Ja, das sieht den Norwegern ähnlich... Einen Dialekt sprechen, heißt: Anders reden als wir."

„Ja, aber ich habe diesen ganzen Morgen geübt."

„So, wirklich? hm! Dann lassen Sie mal hören!"

Petra nahm eine theatralische Haltung an und sagte wie am vorhergehenden Abend die Liebhaberin mit pathetischer Stimme: „Ich jrieße dich, mein Keliepter! Kut'n Morg'n!"

„Hören Sie mal — sind Sie des Teufels, daß Sie hierherkommen, um sich über meine Frau lustig zu machen!"

Schmetterndes Gelächter ertönte aus dem Nebenzimmer. Der Direktor öffnete die Tür und rief hinein, ohne die mindeste Spur einer Erinnerung daran, daß sie sich noch vor einem Augenblick auf Leben und Tod gezankt hatten —: „Hier ist ein norwegisches Närrchen, das dich karikieren will. Komm doch mal herein und sieh dir den Spaß an!"

Ein Damenkopf mit ungekämmtem, widerspenstigem, schwarzem Haar, dunkeln Augen und großem Munde blickte wirklich herein und lachte. Petra eilte ihr entgegen; sie mußte ja die Braut von gestern abend sein ... nein, ihre Mutter, dachte sie, als sie ihr näherkam. Sie sah die Dame an und sagte: „Ich weiß nicht ... ob Sie es sind ... oder ob's Ihre Mutter ist?"

Nun mußte auch der Direktor lachen. Der Damenkopf zog sich wieder zurück, lachte aber noch im Nebenzimmer. Petras Verlegenheit prägte sich so lebhaft in Stellung, Gesicht und Mienenspiel aus, daß der Direktor aufmerksam wurde. Er betrachtete sie einige Augenblicke, nahm ein Buch und sagte, als ob nicht das geringste vorgefallen wäre: „Kommen Sie her und lesen Sie mal, mein Kind — aber ganz so, wie Sie sprechen."

Das tat sie sofort.

„Nein, nein, das ist nicht richtig!... Hören Sie, so!"

Er las ihr etwas vor, und sie wiederholte es, ganz so, wie er gelesen.

„Nein, nein, das taugt nicht! Lesen Sie doch norwegisch — zum Geier, norwegisch!"

Und Petra las wieder wie vorhin.

„Nein, sag' ich, das ist verkehrt, ganz und gar verkehrt! Begreifen Sie denn nicht, was ich meine? Sind Sie aber dumm!"

Er versuchte wieder und wieder; dann gab er ihr ein andres Buch. „Sehen Sie, hier haben Sie etwas ganz andres; es ist komischer Art, — nun lesen Sie!"

Ja, Petra las wieder, aber es wiederholte sich derselbe Auftritt, bis er es überdrüssig bekam und ungeduldig ausrief „Nein, nein, nein! Zum Henker, hören Sie auf!... Was wollen Sie denn eigentlich auf der Bühne? Was zum Kuckuck wollen Sie denn spielen?"

„Ich will das spielen, was ich gestern sah."

„Aha!... Ja, natürlich!... Nun, und dann?"

„Ja," sagte sie und fühlte sich etwas beschämt, „ich meinte gestern, es sei so schön; aber heute dachte ich doch, es würde noch schöner sein, wenn es ein gutes Ende nähme — und das möchte ich dann hinzufügen."

„Ah, das möchten Sie!... Hm, hm! Dem steht nichts im Wege, der Dichter ist ja tot.*) Natürlich, er steht jetzt nicht mehr auf der Höhe der Zeit! Und Sie, die weder sprechen noch lesen können, wollen ihn

*) Es handelt sich um Oehlenschläger. Das Schauspiel ist „Axel und Walburg".

umdichten! ... Ja, das ist in der Tat echt norwegisch!"

Petra begriff hiervon kein einziges Wort; nur das begriff sie, daß die Dinge einen ungünstigen Verlauf nahmen, und so fing sie an ängstlich zu werden.

„Werde ich angenommen?" fragte sie leise.

„Du lieber Gott, dem steht ja nichts im Wege — behüte! ... Hören Sie," sagte er, grade auf sie zutretend, in einem ganz andern Tone, „Sie verstehen vom Schauspiel just soviel wie eine Katze. Und Befähigung besitzen Sie weder für das tragische noch für das komische Fach, ich habe Sie nun in beiden geprüft. Weil Sie ein schönes Gesicht und eine hübsche Figur haben, werden die Leute Ihnen ins Köpfchen gesetzt haben, Sie könnten weit besser spielen als meine Frau, natürlich! ... und so wollen Sie nun sofort in den schwersten Rollen des Repertoirs auftreten und sie zugleich umdichten ... Ja, so sind die Norweger ... Die Leute schrecken vor keinem Hindernis zurück!"

Petras Atem war immer kürzer, ihr Kampf immer heftiger geworden; endlich wagte sie zu flüstern: „Soll ich wirklich nicht angenommen werden?"

Er hatte am Fenster gestanden und hinausgeblickt, in der Voraussetzung, sie sei fortgegangen. Erstaunt wandte er sich um. Aber als er ihre Aufregung und die wunderbare Kraft sah, mit der ihr ganzes Wesen sich verwandelte, blieb er eine Weile sprachlos stehen. Dann ergriff er wieder ein Buch und sagte mit einer Stimme und einer Miene, die alles, was vorhergegangen, vergessen machten: „Hier, lesen Sie dieses

Stück, aber langsam ... ich möchte nur Ihre Stimme hören ... Nun lesen Sie!"

Aber sie vermochte nicht zu lesen; es war ihr unmöglich, einen Buchstaben zu unterscheiden.

„Nur nicht verzagt ... lesen Sie nur!"

Endlich begann sie wirklich zu lesen, aber kalt und farblos. Er bat sie, die Stelle noch einmal zu lesen, jedoch „mit mehr Gefühl". Da ward es noch ärger.

Darauf nahm er ihr das Buch ruhig wieder aus der Hand und sagte: „Ich habe Sie nun in jeder Weise geprüft, mehr kann ich nicht tun. Ich versichere Sie, mein liebes Fräulein, ob ich meinen Stiefel auf die Bühne schicke oder Sie — es würde denselben Eindruck machen, und zwar einen höchst merkwürdigen! ... Und nun lassen Sie uns der Sache ein Ende machen!"

Mit einer letzten Anstrengung wagte Petra bittend zu sagen: „Ich glaube doch, daß ich es können würde, dürfte ich nur — —"

„Gewiß, natürlich, — das erste beste Fischerdorf versteht es besser als wir; das norwegische Publikum ist das aufgeklärteste in der ganzen Welt! ... Wenn Sie nun aber nicht gehen, so gehe ich!"

Sie wandte sich nach der Tür und brach in Tränen aus.

„Hören Sie!" sagte er; denn bei der heftigen Erregung ging ihm ein Licht auf; „sind Sie es vielleicht, die gestern abend den Skandal im Theater machte?"

Sie wandte sich feuerrot um und sah ihn an.

„In der Tat, Sie waren es! Jetzt erkenne ich Sie wieder! ‚Das Fischermädchen'. Nach der Vor-

stellung traf ich mit einem Herrn aus Ihrem Geburtsorte zusammen; er ‚kannte Sie sehr gut‘ ... Ah, also darum möchten Sie so gern zum Theater! Sie wollten auch dort Ihre Künste versuchen, — also darum! ... Hören Sie: Mein Theater ist ein anständiges Institut, und jeden Versuch, etwas andres daraus zu machen, muß ich mir ernstlich verbitten ... Entfernen Sie sich! ... Entfernen Sie sich, sag' ich Ihnen!"

Laut schluchzend eilte Petra aus der Tür, die Treppe hinunter und auf die Straße hinaus. Schluchzend und laufend drängte sie sich durch die Menge. Aber eine Dame, die bei hellichtem Tage weinend durch die Straßen lief, machte selbstverständlich großes Aufsehen. Die Leute blieben stehen, die Straßenbuben rannten ihr nach, und bald war ihrer ein ganzer Schwarm zusammen. Aus dem Gebrause hinter ihr hörte Petra wieder das Toben und Lärmen jener Nächte, da sie in ihrem Dachstübchen saß; wieder sah sie die Luft mit jenen schrecklichen Gesichtern erfüllt; sie ergriff die Flucht. Aber wie der Lärm hinter ihr, so ward auch die Erinnerung bei jedem Schritt stärker in ihr, und als sie das Haus erreicht, die Tür zugeschlagen und ihr Zimmer gewonnen und abgeschlossen hatte, mußte sie in einen Winkel flüchten, um die Gesichter von sich abzuwehren; sie schlug sie mit den Händen, mit Drohungen zurück; dann sank sie erschöpft zusammen, begann still zu weinen — und fühlte sich gerettet.

*

Noch am Abend dieses Tages verließ sie Bergen. Sie wandte sich landeinwärts. Sie wußte selbst nicht

wohin, aber sie wollte nach einem Orte, wo niemand sie kannte. Sie saß in einer Karriole*); ihr Koffer war hinten aufgebunden, und auf ihm saß der Postjunge. Es regnete; sie saß zusammengekauert unter einem großen Regenschirm und blickte ängstlich bald nach dem Gebirge empor, bald in den Abgrund hinunter. Vor ihr lag der Wald wie eine brütende Nebelmasse, worin Gespenster hausten; noch einige Augenblicke, und er nahm sie auf; aber der Nebel wich beständig zurück, wie sehr sie sich ihm auch zu nähern glaubte. Ein gewaltiges Tosen, das immer stärker wurde, vermehrte das Gefühl, daß sie sich in einem geheimnisvollen Kreise bewege, wo alles seine eigentümliche Bedeutung, seinen mysteriösen Zusammenhang habe, und wo der Mensch weiter nichts sei als ein ängstlicher Passagier, der sehen muß, wie er weiter kommt. Das Tosen rührte von mehreren Wasserfällen her, die während der Regenzeit zu Riesen angeschwollen waren und sich nun unter furchtbarem Gebrüll von Fels zu Fels in die Tiefe hinabstürzten. Der Weg führte über schmale Brücken; sie sah es sieden und kochen unten in den Abgründen. Bald ging's in Krümmungen und Windungen bergab; hin und wieder lag ein urbar gemachter Flecken Erde dazwischen, einige mit Rasen bedeckte Hütten standen nebeneinander. Dann wieder ging es hinauf, dem Walde und dem weithin tönenden Donner der Wasserfälle entgegen. Sie war durchnäßt und fror, aber sie wollte weiter, so lang' es Tag war, weiter auch am

*) Ein zweirädriger Reisewagen.

nächsten Tage, tiefer, immer tiefer hinein ins Land, bis sie eine Stätte fände, an der sie ausruhen durfte. Dazu würde Er ihr verhelfen, Er, der Allmächtige, der sie jetzt durch Nacht und Sturm leitet!

Achtes Kapitel

Ein milder Herbst bringt den stillen und fruchtbaren Bergtälern im Stifte Bergen oft noch lange nach der Erntezeit halbe Sommertage. Dann wird um die Mittagzeit das Vieh wieder auf das Feld hinausgetrieben, wenn auch die Ställe schon zur Winterfütterung eingerichtet sind. Wenn das Vieh dann gegen Abend wieder in die Ställe zurückkehrt, ist es wohlgenährt und übermütig und erfüllt den Hof mit regem Leben. So kamen Kühe, Schafe und Ziegen brüllend, blökend und tanzend unter Schellengeklingel einen Bergpfad herunter nach einem großen Hofe, grade als Petra dort vorüberfuhr. Das Wetter war schön; der lange weiße Holzbau funkelte mit allen seinen hohen Fenstern in der Sonne, und über dem Hause erhob sich das Gebirge, so dicht bewachsen mit Fichten, Birken, Eschen, Vogelbeerbäumen und Hagebutten, daß es schien, als müßten die Gebäude davon ganz erwärmt werden. Vor dem Hauptgebäude unmittelbar am Wege lag ein Garten, der stark mit Äpfel-, Kirschen- und Morellenbäumen bewachsen war, während sich längs der Gänge und Hecken Stachel-, sowie weiße und rote Johannisbeerbüsche hinzogen; ein paar große alte Eschen mit breiten Kronen überragten alles. Das Haus nahm sich zwischen den Zweigen wie ein verstecktes Nest aus, das nur der Sonne

erreichbar schien. Diese Abgeschlossenheit erweckte in Petra den Wunsch hierzubleiben; und da die Abendsonne die Fensterscheiben so anheimelnd beleuchtete, und die Herdenglocken so fröhlich klangen, und da sie zudem hörte, daß es ein Pfarrhof sei, griff sie rasch in die Zügel und rief: „Dort hinein muß ich!“ Und damit bog sie von der Straße ab und fuhr längs des Gartens hin.

Wütend rannten ihr ein paar finnländische Doggen entgegen, als sie auf den Hofplatz fuhr. Dieser bildete ein großes, von Gebäuden umgebenes Viereck. Dem Wohnhause gegenüber befanden sich die Viehställe; die rechte Seite wurde von einem Flügel des Hauptgebäudes und die linke von dem Brau- und Waschhause eingenommen. Der Hofplatz war augenblicklich mit Vieh angefüllt. Mitten dazwischen stand eine hohe schlanke Dame. Sie trug ein enganschließendes Kleid, und um den Kopf hatte sie ein kleines seidenes Tuch geschlungen. Rings um sie herum drängten sich Ziegen — weiße, schwarze, braune, scheckige Ziegen; jede hatte eine kleine, im Dreiklang gestimmte Schelle um. Für jede ihrer Ziegen hatte sie einen Namen und etwas Leckeres auf einem Teller, den die Magd unaufhörlich von neuem füllte. Auf der niedrigen Treppe, die vom Hauptgebäude auf den Hof führte, stand der Propst mit einer Schüssel voll Salz in der Hand, und vor ihm Kühe, die das Salz von seiner Hand und den Fliesen, auf die er es streute, aufleckten.

Der Propst war kein großer, aber ein kräftig gebauter Mann mit kurzem Halse und niedriger Stirn.

Die buschigen Brauen beschatteten ein paar Augen, die nur selten gradeaus sahen, sondern in der Regel ihre glanzvollen Blicke von der Seite sendeten. Sein kurzgeschnittenes dichtes Haar war ergraut und stand nach allen Seiten empor; es wuchs fast ebenso stark den Nacken herab wie auf dem Kopfe; er trug kein Halstuch, sondern hatte sein Hemd mit einem Knopfe geschlossen; vorn war es offen, so daß die behaarte Brust sichtbar war; auch die Hemdsärmel waren an den Handgelenken nicht zugeknöpft, sondern hingen herab über die kleinen, kräftigen Hände, die das Salz austeilten; Hände und Arme waren ganz mit Haaren bedeckt. Er blickte die fremde Dame von der Seite scharf an, die abgestiegen war und sich durch die Ziegen hindurch zu seiner Tochter gearbeitet hatte. Was die beiden miteinander redeten, konnte er wegen des Viehs, der Hunde und der Schellen nicht verstehen. Aber die beiden Mädchen sahen nach ihm hinüber und schritten, umgeben von den Ziegen, auf die Treppe zu. Auf einen Wink des Propstes trieb ein Hirtenknabe die Kühe fort. Signe, seine Tochter, rief jetzt — und Petra bemerkte mit Behagen, welch wohllautende Stimme sie hatte —: „Vater, hier ist eine reisende Dame, die sich gern einige Tage bei uns ausruhen möchte.“

„Sie soll uns willkommen sein!“ versetzte der Propst, gab einer Magd die Schüssel und ging in sein gleich rechts vom Hausflur gelegenes Zimmer, vermutlich um sich zu säubern und umzukleiden.

Petra folgte der Tochter in den Flur, oder vielmehr in das Vorzimmer, denn es war ein großes

helles Gemach. Der Postillon wurde bezahlt und ihr Gepäck ins Haus geschafft, während sie selbst in einem dem Kabinett des Propstes grade gegenüberliegenden Nebenzimmer etwas Toilette machte; als sie dann wieder in den Flur hinaustrat, wurde sie in das Wohnzimmer geführt.

Welch ein helles, großes Zimmer! Die ganze Gartenseite bestand fast nur aus Fenstern; das mittlere diente zugleich als Gartentür. Die Fenster waren breit und hoch und reichten beinah bis auf den Fußboden herab. Die Fensterbänke standen voll von Blumen. Blumen befanden sich in den Drahtständern, Blumen auf den Fensterbrettern, und statt der Gardinen wanden sich dichte Efeuranken aus zwei kleinen Blumenhecken oben an den Rahmen bis auf den Fußboden herab. Da nun auch draußen Büsche und Blumen standen, sich die Mauer entlang und emporrankten, da endlich auch die Rasenfläche vor den Fenstern mit Blumen bedeckt war, so schien es Petra, als wäre sie in ein Treibhaus getreten, das mitten in einen Garten gebaut ist. Doch ließ man die Blumen unbeachtet, wenn man einen Augenblick in dem Zimmer war. Die ganze Aufmerksamkeit des Eintretenden wurde in Anspruch genommen von der frei auf einem Hügel zur Rechten stehenden Kirche und von dem blauenden Wasser, das ihr Bild widerspiegelte und schimmernd zwischen den Bergen dahinströmte, so weit, daß man nicht wußte, ob es ein Binnensee war oder ein Arm des Meeres. Und dann die Berge selbst! Es war kein einzelner Berg, sondern Ketten von Bergen; ein Rücken erhob sich stets ge-

waltiger hinter dem andern, als wäre hier die Grenze der bewohnten Welt.

Als Petras Blicke sich wieder dem Zimmer zuwendeten, war ihr alles darin von dem Anblick draußen geheiligt; rein und hell stand es vor ihr und bildete gleichsam den blumengeschmückten Rahmen zu einem großartigen Gemälde. Sie fühlte sich umgeben von etwas Unsichtbarem, das ihr Tun, ja sogar ihre Gedanken leitete und beherrschte; ohne sich dessen bewußt zu sein, ging sie prüfend und bald diesen, bald jenen Gegenstand berührend im Zimmer umher. Da fiel ihr über dem Sofa, an der dem eindringenden Lichte zugekehrten langen Wand, das Porträt einer Dame in Lebensgröße in die Augen, das lächelnd auf sie herabblickte. Das Haupt war ein wenig zur Seite geneigt, die Hände gefaltet; der rechte Arm ruhte auf einem Buche, dessen Rücken deutlich die Aufschrift „Gebetbuch“ trug. Hellblond und von zarter Hautfarbe, schaute sie strahlend von ihrer Höhe herab und verlieh allem, worauf ihr leuchtender Blick fiel, eine gewisse sonntägliche Ruhe. Ihr Lächeln war Ernst, aber es war der Ernst der Hingebung; es schien, als ob sie die ganze Welt in Liebe zu sich heranziehen könnte. Sie schien alles zu verstehen, weil sie in allem nur das Gute erblickte. Ihr Antlitz trug das Gepräge der Kränklichkeit, aber ihre Schwäche mußte zugleich ihre Stärke gewesen sein, denn sicherlich gab es keinen Menschen auf Erden, der es über sich hätte bringen können, diese Güte zu mißbrauchen. Um den Rahmen hing ein Immortellenkranz — sie war also nicht mehr unter den Lebenden.

„Das war meine Mutter," hörte Petra eine sanfte Stimme hinter sich sagen, und sich umwendend, bemerkte sie die Tochter vom Hause, die hinausgegangen und jetzt wieder eingetreten war. Von diesem Augenblick an war das Porträt der Mittelpunkt des ganzen Zimmers; alles bezog sich darauf. Alles erhielt von ihm Licht und Bedeutung. Bei der ganzen Einrichtung des Zimmers war darauf Rücksicht genommen, und sein stiller Abglanz war die Tochter. Nur schien diese etwas schweigsamer, etwas zurückhaltender. Die Mutter nahm aller Blicke in sich auf und gab sie voller zurück; die Tochter schlug die ihrigen nieder; allein dieselbe Klarheit, dieselbe Sanftmut leuchtete aus ihnen hervor. Signe hatte auch die Gestalt der Mutter, aber ohne eine Spur von Kränklichkeit. Die lebhaften Farben des festanschließenden Kleides, der Schürze und des kleinen Halstuches, das von einer römischen Nadel zusammengehalten wurde, liehen vielmehr ihrem Antlitz etwas ungemein Frisches und deuteten auf Geschmack und Schönheitssinn; kein Zweifel, sie war die Tochter der Dame auf dem Gemälde und des Hauses guter Geist. Wie sie so unter den Blumen wandelte, fühlte Petra sich mächtig zu ihr hingezogen. In ihrer Nähe, in diesem Hause mußten alle guten Keime gedeihen — oh, wenn sie nur bleiben dürfte!

Sie empfand jetzt ihre Verlassenheit doppelt. Unverwandt folgten ihre Augen Signe, wo sie ging und wo sie stand. Signe fühlte es und suchte sich ihrem Blicke zu entziehen, aber vergebens; und so beugte sie sich verlegen auf die Blumen herab. Endlich ward

9*

sich Petra ihres Mangels an Zartgefühl bewußt, errötete und wollte um Verzeihung bitten; aber etwas an dem sorgfältig geordneten Haar, der feinen Stirn und dem enganschließenden Kleide mahnte sie zur Vorsicht. Sie blickte zu der Mutter auf: Die hätte sie sofort umarmen können! War es nicht, als ob sie sie willkommen hieße? Ja, durfte sie das hoffen? So hatte sie noch niemand angeschaut. Dieser Blick sagte, daß sie alles wisse, was der Fremden begegnet war, und daß sie ihr doch verzeihen würde. Petra bedurfte so sehr der Nachsicht! Sie konnte den Blick nicht abwenden von diesen wohlwollenden Augen, sie neigte das Haupt wie das auf dem Porträt; sie faltete die Hände wie die da oben gefaltet waren, wandte sich dann, fast ohne es zu wissen, um und sagte: „Oh, lassen Sie mich hierbleiben!"

Signe erhob sich und drehte sich nach ihr um, aber vor Erstaunen konnte sie nicht antworten.

„Oh, lassen Sie mich hierbleiben," bat Petra wieder, indem sie ein paar Schritte auf sie zutrat. „Es ist hier so schön!" Und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Ich will Vater bitten hereinzukommen," entgegnete das junge Mädchen.

Petra folgte ihr mit den Augen, bis sie durch die Tür des Studierzimmers verschwunden war. Aber kaum befand sie sich allein, da überkam sie eine gewisse Furcht wegen ihrer Bitte, und sie begann zu zittern, als sie auf der Schwelle das erstaunte Gesicht des Propstes erblickte. Er war jetzt etwas sorgfältiger gekleidet als vorhin und hatte eine Pfeife im Munde. Er hielt sie krampfhaft fest, ließ die Spitze den Lip-

pen entgleiten, jedesmal wenn er den Rauch eingesogen hatte, den er dann in drei Abteilungen und jedesmal mit einem schwachen Schnalzlaute wieder von sich blies. Er wiederholte das einige Male, während er mitten im Zimmer grade vor Petra stand, ohne sie eigentlich anzusehen, aber so, als erwarte er, daß sie reden würde.

Sie wagte es nicht, ihre Bitte vor diesem Manne zu wiederholen, denn er hatte einen strengen Blick.

„Sie wünschen hierzubleiben?“ fragte er, sie lange und scharf von der Seite anblickend.

Die Furcht machte ihre Stimme beben. „Ich habe keine Heimat!“

„Wo sind Sie her?“

Petra nannte leise ihren Geburtsort und ihren Namen.

„Wie sind Sie hierhergekommen?“

„Ich weiß es nicht ... ich suche ... ich will alles bezahlen ... ich ... ja ... ich weiß nicht ...“

Sie wandte sich ab; eine Weile war es ihr unmöglich fortzufahren; aber dann faßte sie wieder Mut und sagte: „Ich will alles tun, was Sie von mir verlangen, wenn ich nur hierbleiben darf und nicht genötigt bin weiterzureisen ... oh, lassen Sie mich nicht zweimal bitten!“

Die Tochter war dem Vater ins Zimmer gefolgt, aber beim Ofen stehengeblieben, wo sie, ohne aufzusehen, mit trockenen Rosenblättern spielte.

Der Propst antwortete nicht; man vernahm nur seine Schnalzlaute, während er abwechselnd bald Petra, bald die Tochter, bald das Porträt anblickte. Aber

derselbe Gegenstand kann verschiedene Eindrücke hervorbringen; denn während Petra bat, das Porträt möchte ihm Nachsicht einflößen, schien es ihm, als flüstere es: „Beschütze unser Kind, nimm keine Unbekannte zu ihr ins Haus!"

„Er wandte sich mit einem scharfen Seitenblick zu Petra und sagte: „Nein — Sie können nicht hierbleiben!"

Petra erblaßte, seufzte heftig und tief auf, blickte bestürzt um sich und lief durch eine halb geöffnete Tür in ein Nebenzimmer. Dort warf sie sich über einen Tisch und überließ sich ganz dem Schmerz über ihre fehlgeschlagene Hoffnung.

Vater und Tochter sahen einander an. Ein solcher Mangel an Lebensart, ein solch ungeniertes Hineinstürzen in ein fremdes Zimmer, ein solch eigenmächtiges Sichhinsetzen hatte nur seinesgleichen in der Keckheit, von der Landstraße hereinzukommen, um Aufnahme zu ersuchen und in lautes Weinen auszubrechen, weil die Bitte nicht sofort gewährt wurde.

Der Propst ging Petra nach, nicht um mit ihr zu reden, sondern um die Tür hinter ihr zuzuschließen. Er kam ganz rot wieder zurück und sagte leise zu der Tochter, die noch am Ofen stand: „Hast du je ein solches Frauenzimmer gesehen? ... Wer ist sie? ... Was will sie?"

Die Tochter antwortete nicht gleich; dann sagte sie noch leiser als der Vater: „Sie beträgt sich etwas seltsam, aber sie hat etwas Eigentümliches an sich."

Der Propst ging auf und nieder und blickte von Zeit zu Zeit nach der Tür. Endlich blieb er stehen

und flüsterte: „Sie kann nicht bei vollem Verstande sein.“

Als Signe nicht antwortete, trat er näher und wiederholte seine Behauptung in etwas bestimmterer Form: „Sie ist verrückt, Signe, halb wahnsinnig; das ist das Eigentümliche, das sie an sich hat!“

Er begann wieder auf und ab zu gehen und kam dann auf andre Gedanken; fast hatte er schon vergessen, was er gesagt, als endlich die Tochter flüsternd antwortete: „Das glaube ich doch nicht; aber sicherlich ist sie sehr unglücklich.“

Sie neigte sich auf die trockenen Rosenblätter herab, mit denen ihre Finger noch immer spielten. Der Klang ihrer Stimme würde einem Fremden nichts von ihrer Erregtheit verraten haben. Aber der Vater war sofort wie umgewandelt; er ging, das Porträt betrachtend, einigemal im Zimmer hin und her und sagte endlich ganz leise: „Glaubst du, daß, weil sie unglücklich scheint, die ... die Mutter sie gebeten haben würde zu bleiben?“

„Die Mutter würde erst nach einigen Tagen auf ihre Bitte geantwortet haben,“ flüsterte die Tochter und neigte sich noch tiefer auf die verwelkten Rosen herab.

Die leiseste Erinnerung an sie dort oben vermochte, wenn sie von der Tochter in solcher Weise geweckt wurde, diesen haarigen Löwenkopf sanft wie ein Lamm zu machen. Er fühlte sofort die Wahrheit ihrer Worte; er stand da wie ein Schulknabe, der bei etwas Ungehörigem ertappt worden ist; er vergaß zu rauchen und umherzugehen, und erst nach

längerer Zeit flüsterte er: „Soll ich sie bitten, einige Tage hier zu bleiben?“

„Du hast ihr ja bereits geantwortet.“

„Ja, aber es ist ein Unterschied, ob wir sie beständig im Hause behalten oder sie nur einige Tage hier zubringen lassen.“

Auch Signe schien die Sache näher zu erwägen und antwortete nach einer Weile: „Tue, wie es dir am besten scheint.“

Der Propst schien den Vorschlag noch etwas genauer prüfen zu wollen, denn er schritt, energisch rauchend, wieder im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb er stehen und sagte: „Willst du hineingehen oder soll ich?“

„Es wäre gewiß am besten, wenn du gingest,“ versetzte die Tochter, ihn freundlich lächelnd ansehend.

Er war grade im Begriff, die Hand auf den Drücker zu legen, als sie ein schallendes Lachen aus dem Zimmer vernahmen... Es wurde wieder still und dann von neuem lautes herzliches Lachen. Der Propst, der zurückgewichen war, ging wieder auf die Tür zu; die Tochter folgte ihm, denn die Fremde da drinnen mußte sicherlich krank geworden sein.

Als sie die Tür geöffnet hatten, sahen sie Petra noch an der Stelle sitzen, wo sie vorhin niedergesunken war. Vor ihr lag ein aufgeschlagenes Buch, auf das sie, ohne es zu wissen, beim Eintreten ihr Gesicht gelegt hatte. Ihre Tränen waren auf die Blätter des Buches gefallen, und als sie das gesehen, hatte sie sie abwischen wollen. Da waren ihre Blicke gefesselt worden durch einen jener saftigen Ausdrücke, deren sie

sich aus den Tagen ihres Straßenlebens erinnerte, von denen sie aber niemals geglaubt hätte, daß man es wagen würde, sie in einem Buche abzudrucken. Ganz erstaunt, vergaß sie zu weinen; ihre Blicke waren unabläſſig auf das Buch geheftet... Was in aller Welt war denn das für tolles Zeug!... Sie las mit offenem Munde; es wurde ärger, immer ärger, so grob, aber so unwiderstehlich ergötzlich, daß es ihr unmöglich war, nicht weiter zu lesen. Sie las bis sie an nichts anderes mehr dachte; las, bis sie Gram und Tränen, Zeit und Ort vergessen hatte bei dem alten Vater Holberg; denn er war es! Sie lachte, mußte immer von neuem lachen. Selbst jetzt, da der Propst mit seiner Tochter vor ihr stand, sah sie nicht deren ernsthafte Gesichter; sie hatte ihre Bitte ganz vergessen, sie lachte nur und fragte: „Was ist das, was in aller Welt ist das?"

Und sie schlug selbst das Titelblatt auf.

Da erblaßte sie; sie sah zu ihnen auf, dann wieder in das Buch, auf wohlbekannte Schriftzüge ... Es gibt Dinge, die das Herz treffen wie eine Kugel, Dinge, denen man entflohen und die man Hunderte von Meilen von sich entfernt wähnt; aber plötzlich steht man ihnen grade gegenüber!... Auf der ersten Seite des Buches stand geschrieben — Hans Ödegaard!

Flammendrot rief sie: „Gehört das Buch ihm... Kommt er hierher?"

Und sie fuhr empor.

„Er hat's versprochen," antwortete Signe.

Und jetzt erinnerte sich Petra, daß im Stifte Bergen eine geistliche Familie wohnte, mit der er im

Auslande zusammengetroffen war. Sie hatte sich nur in einem Zirkel bewegt; sie war ihm gleichsam grade entgegengereist.

„Kommt er bald? ... Ist er vielleicht schon hier?"

Sie wollte, sie mußte sofort weiter fliehen.

„Nein, er ist ja krank," sagte Signe.

„Ach richtig, er ist krank," wiederholte Petra schmerzlich und sank zusammen.

„Aber so sagen Sie mir doch," rief Signe, „sind Sie vielleicht — —?"

„Das Fischermädchen?" ergänzte der Propst.

Petra sah flehend zu ihnen empor.

„Ja, ich bin das Fischermädchen," sagte sie.

Nun, das Fischermädchen war ihnen wohl bekannt; denn Ödegaard hatte ja von nichts anderm geredet.

„Das ändert die Sache," fuhr der Propst fort — er fühlte, daß hier etwas nicht in Ordnung war, daß es hier der Vermittlung guter Freunde bedurfte.

„Bleiben Sie hier, solange Sie wollen!" sagte er.

Petra sah empor und bemerkte den Blick, mit dem Signe dem Vater dankte. Das tat ihr so wohl, daß sie auf Signe zutrat, ihre beiden Hände ergriff und mit einiger Verschämtheit sagte: „Sobald wir beide allein sind, will ich Ihnen alles erzählen."

*

Eine Stunde später kannte Signe Petras ganze Geschichte, die sie ihrem Vater sofort mitteilte. Auf seinen Rat schrieb Signe noch an demselben Tage an Ödegaard, und sie fuhr damit fort, solange Petra in ihrem Hause wohnte.

Spät legte sich Petra an diesem Abend in dem schweren Daunenbett zur Ruhe. In dem Ofen des behaglichen Zimmers knisterten lustig die Birkenscheite. Auf dem weißen Nachttische lag zwischen zwei Lichtern das Neue Testament. Sie ergriff das Buch und dankte Gott für alles, für das Gute wie für das Böse.

*

Als junger Mann hatte der Propst, begabt mit einem feurigen Geiste und natürlicher Beredsamkeit, Priester zu werden gewünscht. Seine wohlhabenden Eltern hatten sich dem widersetzt; am liebsten wäre es ihnen gewesen, wenn er, was sie eine unabhängige Lebensstellung nannten, erwählt hätte. Aber ihr Widerstand spornte ihn nur zu größerem Eifer an, und als er die norwegische Universität absolviert hatte, ging er ins Ausland, um dort seine Studien fortzusetzen. Während eines vorübergehenden Aufenthalts in Dänemark lernte er eine Dame kennen, die einer Glaubensrichtung angehörte, die ihm nicht streng genug war, und an der er daher sehr viel auszusetzen hatte. Er wollte beständig auf sie einwirken. Die Art und Weise, wie sie ihn bei ihren religiösen Debatten ansah und zum Schweigen brachte, konnte er später während seines ganzen Aufenthalts im Auslande nicht vergessen. Als er zurückkam, suchte er sie sofort auf. Sie sahen sich sehr häufig, gewannen einander lieb, verlobten und heirateten sich. Nun zeigte sich jedoch, daß jedes einen Nebengedanken gehabt hatte. Er hatte sich vorgenommen, sie mit all ihrer Anmut zu seinen finsteren Lehren zu bekehren, sie dagegen hatte in kind-

lichem Vertrauen gehofft, seine Kraft und Beredsamkeit ihrer Richtung dienstbar machen zu können. Sein erster, möglichst tastender Versuch begegnete ihrem nicht minder leise auftretenden Versuche; enttäuscht, mißtrauisch zog er sich zurück. Sie war scharfsinnig genug, es zu bemerken, und von diesem Tage an beobachtete er ununterbrochen ihr Tun, wie sie das seine überwachte. Allein keines von beiden wiederholte den Versuch, es bangte beiden um das häusliche Glück.

Er fürchtete seine leidenschaftliche Natur, während sie besorgte, durch einen zweiten erfolglosen Versuch jede Aussicht zu verlieren, ihn je für ihre Richtung gewinnen zu können. Diese Hoffnung gab sie nie auf; sie hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht. Aber niemals kam es zu einem Kampfe, denn wo sie war, kämpfte man nicht. Aber seinem gärenden Geiste, seiner zurückgedrängten Leidenschaft mußte Luft geschafft werden, und das geschah jedesmal, wenn er die Kanzel bestieg und sie unten sitzen sah. Die Gemeinde wurde wie in einen Wirbel hineingerissen; bald feuerte er sie an, bald sie ihn. Sie sah es und ließ ihr banges Herz im Wohltun und später, als sie Mutter geworden, bei der Tochter Trost suchen, die sie nicht bloß körperlich, sondern auch geistig in ihre Arme schloß und mit in ihre stillen Stunden nahm. Und hier gab sie, hier empfing sie, hier wiegte sie mit kindlicher Unschuld ihr eignes großes Kind, hier feierte sie das Fest der Liebe, und von hier kehrte sie zu ihm, dem strengen Manne, mit der vereinten Milde des Weibes und der Christin zurück; und dann

war es ihm unmöglich, etwas zu sagen, was nicht freundlich gewesen wäre. Er mußte sie ja lieben über alles auf Erden; und um so mehr wurmte es ihn, um so mehr blutete sein Herz, daß er sie nicht auf seinem Wege zur Seligkeit führen durfte. Mit dem stillschweigend anerkannten Rechte der Mutter entzog sie auch das Kind seinem religiösen Unterricht. Die Lieder, die Fragen des Kindes wurden ihm bald eine neue und unerschöpfliche Quelle des Schmerzes; und wenn er sich dann von seiner gewalttätigen Sinnesart auf der Kanzel zu großer Härte hatte hinreißen lassen, dann war seine Gattin, wenn sie zusammen aus der Kirche nach Hause gingen, nur um so milder gegen ihn, nicht mit Worten, sondern nur ihre Blicke redeten dann. Und sein Töchterchen hing sich an seine Hand und schaute ihn an mit den Augen der Mutter. Von allem wurde in diesem Hause geredet, nur nicht von dem, was die Quelle all ihrer Gedanken war. Aber diese fortwährende geistige Spannung war auf die Dauer nicht zu ertragen. Zwar lächelte sie noch, aber nur, weil sie nicht zu weinen wagte. Als die Zeit herannahte, wo die Tochter zur Konfirmation vorbereitet werden sollte, und er sie also von Amtswegen ebenso still zu seiner Richtung hinüberziehen konnte, wie die Mutter sie bisher in der ihren gehalten, da stieg die Spannung aufs äußerste. Nach dem Sonntage, an dem der Beginn des Konfirmationsunterrichts von der Kanzel verkündet wurde, erkrankte die Mutter, etwa wie wenn jemand müde und erschöpft hinsinkt. Milde lächelnd sagte sie, jetzt könnte sie nicht mehr gehen, und einige Tage später mit dem-

selben Lächeln, daß sie nun auch nicht mehr aufrecht zu sitzen imstande sei. Sie wünschte, die Tochter stets um sich zu haben; vermöchte sie auch nicht mit ihr zu reden, so könne sie sie doch wenigstens sehen. Und die Tochter wußte, was der Mutter am meisten Freude machte; sie las ihr aus dem Buche des Lebens vor und sang ihr die Lieder ihrer Kindheit.

Der Propst begriff lange Zeit nicht, was an dem Bette vorging; aber als er es begriff, war für ihn alles dahin; er konnte sich nur zu dem einen Wunsche aufraffen, sie möchte noch einmal mit ihm reden, nur einige wenige Worte; aber dazu war sie nun nicht mehr imstande — sie hatte die Sprache verloren. Er stand zu Füßen ihres Bettes, sah sie an und betete. Sie lächelte ihm zu, bis er auf die Knie sank, die Hand der Tochter ergriff und sie in die der Mutter legte, als wollte er sagen: „Hier ist sie; behalte sie — bei dir soll sie ewig bleiben!“

Da lächelte sie wie nie zuvor, und mit diesem Lächeln ging sie zum ewigen Frieden ein.

Lange Zeit schloß sich der Probst ganz von der Welt ab. Ein anderer mußte vorläufig die Leitung seiner Gemeinde übernehmen. Er selbst ging von Zimmer zu Zimmer, von Ort zu Ort, als suche er etwas. Leise trat er auf; und sprach er je, so nur mit gedämpfter Stimme. Und seine Tochter konnte nur dadurch nach und nach wieder mit ihm in Berührung kommen, daß sie ganz auf seine stille Weise einging.

Sie half ihm suchen. Jedes Wort der Mutter wurde in die Erinnerung zurückgerufen; was sie gewollt hatte, wurde die Richtschnur ihres ganzen zu-

künftigen Lebens. Das Leben, das früher Mutter und Tochter geführt, und dem der Vater bisher fremd geblieben war, begann er jetzt zu loben. Von dem ersten Augenblicke, dessen sich das Kind entsinnen konnte, wurde alles wieder durchgenommen. Der Mutter Lieder wurden gesungen, ihre Gebete gebetet; die Predigten, die ihr am meisten gefallen, wurden eine nach der andern vorgelesen und an ihre Worte und Äußerungen gläubig erinnert. In dieser Weise beschäftigt, empfand er bald das Verlangen, dorthin zu reisen, wo er sie gefunden hatte, um dort in gleicher Weise ihren Spuren nachzugehen.

Sie reisten; und indem er ihr gesamtes Leben in sich aufnahm, vermochte er sich endlich wieder aufzurichten. Selbst ein Neuling, bekam er Sinn für alles, was keimte um ihn her, für das große nationale, für das kleinere politische Leben; und zum Entgeld wurde ihm von der eigenen Jugend zurückgegeben. Seine Geisteskräfte kehrten wieder und mit ihnen seine Bestrebungen; jetzt wollte er das Wort Gottes so verkünden, daß es nicht bloß für den Tod vorbereite, sondern auch für das Leben.

Bevor er sich wieder mit seiner geliebten Lebensarbeit in seine felsige Heimat einschloß, fühlte er den Drang, einen längern Blick auf das zu werfen, was die Außenwelt Großes und Schönes hatte. Und so machten Vater und Tochter eine längere Reise in das Ausland. Nach jahrelanger Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt, zehrten sie nun gemeinschaftlich von dem reichen Schatze ihrer Erinnerungen.

Unter diesen Menschen lebte Petra.

Neuntes Kapitel

Drei Jahre sind verflossen. Es ist ein Freitag, wenige Tage vor Weihnachten. Die beiden jungen Mädchen saßen zusammen in der Abenddämmerung. Der Propst war soeben mit seiner Pfeife eingetreten. Man hatte den Tag verlebt wie fast alle andern: Morgens ein Spaziergang, nach dem Frühstück eine Stunde Musik und Singen, dann Sprach- und anderer Unterricht und endlich häusliche Arbeit. Den Nachmittag verbrachte jedes in seinem Zimmer. Wie fast täglich hatte Signe auch an diesem Nachmittage an Ödegaard geschrieben, nach dem Petra nie fragte, wie sie auch nie von ihrer Vergangenheit reden hören wollte. Im Zwielicht hatten sie eine Schlittenfahrt gemacht und sich nun wieder in der Wohnstube eingefunden, um zu plaudern, zu singen oder vorzulesen. Dazu stellte sich der Propst stets ein. Er las ausgezeichnet vor; nicht minder vortrefflich als er, verstand seine Tochter vorzulesen. Petra lernte von beiden, besonders ihre Aussprache. Der Akzent und die Klangfarbe von Signes Stimme hatten einen solchen Zauber für sie, daß die melodischen Laute ihr noch in die Ohren tönten, wenn sie allein war. Überhaupt schätzte Petra Signe so hoch, daß ein Mann den vierten Teil dieser Hingebung für glühende Liebe gehalten hätte; ihr Enthusiasmus machte Signe oft erröten. In diesen Abendvorlesungen des Propstes und seiner Tochter — Petra war zum Vorlesen gar nicht zu bewegen — hatte man zunächst die Hauptdichter der skandinavischen Literatur durchgenommen und

war dann nach und nach zu denen andrer Nationen übergegangen. Dramatische Werke hatten den Vorzug. Grade als man heute Licht anmachen und beginnen wollte, kam das Küchenmädchen herein und sagte, es sei jemand draußen, der einen Gruß für Petra bringe. Es zeigte sich, daß es ein Seemann aus ihrer Vaterstadt war. Die Mutter hatte ihm aufgetragen, Petra aufzusuchen, wenn er in ihre Gegend käme. Er hatte eigens einen Weg von mehreren Meilen zurückgelegt und mußte sich beeilen zurückzukommen, da sein Schiff bald wieder unter Segel gehen sollte.

Petra begleitete ihn eine Strecke Weges, damit er ihr recht viel von der Heimat erzählen könne; sie kannte ihn aus früheren Zeiten, und er war ein zuverlässiger Mann. Der Abend war ziemlich dunkel; auch an dem Pfarrhofe war kein Fenster erleuchtet, und nur in dem Waschhause glühte, da man grade große Wäsche hatte, ein helles Feuer. Längs der Landstraße war kein einziges Licht zu bemerken, und man konnte kaum den Weg finden, bevor der Mond über das Felsengebirge emporgestiegen war. Trotzdem ging sie tapfer mit in den Wald hinein, obgleich zwischen den Tannen unheimliche Schatten huschten.

Eine Neuigkeit vor allem lockte sie weit hinaus.

Der Seemann hatte ihr nämlich erzählt, daß Pedro Ohlsens Mutter gestorben wäre. Er habe sein Haus verkauft, sei zu Gunlaug gezogen und wohne in Petras Dachstübchen. Das war freilich schon vor fast zwei Jahren geschehen, aber die Mutter hatte nie mit einem Wort darauf hingedeutet. Nun hatte es Petra

auch heraus, wer der Mutter die Briefe schrieb. Sie hatte schon oft, doch stets vergebens, die Mutter danach gefragt, da die Briefe regelmäßig mit den Worten geschlossen hatten: „Und auch einen Gruß von dem, der diesen Brief geschrieben hat."

Der Seemann hatte den Auftrag, sich zu erkundigen, wie lange sie noch auf dem Pfarrhofe bleiben und was sie dann anfangen wolle. Auf den ersten Teil der Frage antwortete Petra, sie wisse es nicht; was den zweiten anging, so möge er der Mutter sagen: Es gäbe nur eins in der Welt, was sie werden wolle; und könnte sie das nicht erreichen, so würde sie ihr ganzes Lebenlang unglücklich sein; was es ist, könne sie aber noch nicht sagen.

Während Petra so mit dem Seemann plauderte, saßen der Propst und Signe in der Wohnstube und unterhielten sich darüber, wie angenehm sie ihnen das Leben auf dem Pfarrhofe gemacht habe. Da wurden sie durch das Eintreten des Oberknechts gestört. Nachdem er Bericht über die Tagesarbeit erstattet hatte, fragte er, ob sie auch wüßten, daß das fremde Fräulein zur Nachtzeit auf einer Strickleiter aus ihrem Fenster steige und auf demselben Wege wieder zurückkehre.

Er mußte seine Aussage dreimal wiederholen, ehe seine Zuhörer ihn verstanden; denn er hätte ebensogut erzählen können, sie klettere an den Mondstrahlen auf und ab. Es war dunkel im Zimmer, und nun wurde es auch still — nicht einmal das Paffen des Propstes hörte man. Endlich fragte er mit dumpfer Stimme: „Wer hat das gesehen?"

„Ich hab's gesehen. Ich war aufgestanden, um die Pferde zu füttern ... es mochte etwa ein Uhr sein ..."

„An einer Strickleiter stieg sie hinab, sagst du?"

„Und wieder hinauf."

Abermals langes Schweigen ... Petras Zimmer befand sich im zweiten Stock, in der Ecke, die der Einfahrt gegenüberlag. Sie war dort allein; niemand sonst wohnte an jener Seite. Um ein Mißverständnis konnte es sich also nicht handeln.

„Sie hat es wohl im Schlafe getan," sagte der Knecht und wollte sich wieder entfernen.

„Aber die Strickleiter — die hat sie doch wohl nicht im Schlafe gemacht?" versetzte der Propst.

„Ja, das habe ich mir eigentlich auch gedacht," erwiderte der Knecht; „darum glaubte ich, es sei das richtigste, es dir zu sagen, Vater.*) Ich habe sonst keinem Menschen ein Wörtchen davon erzählt."

„Hat es außer dir sonst noch jemand gesehen?"

„Nein; aber wenn du daran zweifelst, Vater, so dürfte wohl die Strickleiter Beweis genug sein. Befindet sich die nicht in ihrem Zimmer, so werde ich wohl nicht richtig gesehen haben."

Der Propst stand rasch auf.

„Vater!" bat Signe.

„Mache Licht an und folge mir!" gebot der Propst in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete.

Signe gehorchte.

*) In Norwegen nennen die Bauern ihren Geistlichen und die Dienstboten ihren Herrn „Vater".

„Vater!“ bat sie noch einmal, als sie ihm das Licht reichte.

„Ich bin auch ihr Vater, solange sie in meinem Hause ist. Es ist meine Pflicht, die Sache zu untersuchen.“

Der Propst ging mit dem Lichte voraus. Signe und der Großknecht folgten.

In dem kleinen Zimmer war alles in Ordnung, nur daß auf dem Nachttisch eine ganze Reihe aufgeschlagener Bücher auf- und nebeneinander lagen.

„Liest sie des Nachts?“ fragte der Propst.

„Das weiß ich nicht. Aber vor eins löscht sie das Licht nie aus.“

Der Propst und Signe sahen einander an. Auf dem Pfarrhof ging man zwischen zehn und halb elf zu Bett und stand zwischen sechs und sieben Uhr auf.

„Weißt du etwas davon?“

Signe antwortete nicht.

Aber der Großknecht, der in einem Winkel auf den Knien lag und wühlte, versetzte: „Sie ist ja nicht allein.“

„Was plapperst du da!“

„Ja es ist immer jemand bei ihr ... und sie reden zusammen; und oft machen sie sich sehr laut. Ich habe wiederholt gehört, daß sie ihn um Schonung bat, und dann wieder, daß sie ihm drohte. Vermutlich hat ihr einer etwas angetan ... das arme Geschöpf!“

Signe wandte sich ab; der Propst war leichenblaß geworden.

„Und hier ist die Strickleiter," fuhr der Oberknecht fort, zog sie hervor und klopfte sich ab.

Zwei Wäscheleinen waren mit einer dritten zusammengefügt, die Knoten bildete und so fort, bis die Leiter fertig war. Sie wurde einer sorgfältigen Prüfung unterworfen.

„War sie lange draußen?" fragte der Propst.

Der Oberknecht sah ihn an.

„Wieso draußen?"

„War sie lange draußen, nachdem sie an der Leiter hinabgestiegen war?"

Signe bebte vor Furcht und Kälte.

„Sie ist nirgends hingegangen. Sie stieg gleich wieder hinauf."

„Wieder hinauf? ... Wer ging denn fort?"

Signe machte eine Bewegung und brach in Tränen aus.

„Es war an dem Abend wohl niemand bei ihr; es war gestern!"

„Sie war also ganz allein auf der Strickleiter?"

„Ganz allein."

„Und sie stieg hinunter und dann sofort wieder hinauf?"

„Ja, sofort wieder hinauf."

„Sie hat die Strickleiter also nur probieren wollen," sagte der Propst, wie erleichtert aufatmend.

„Jawohl, bevor sie sonst jemand daran hinaufklettern ließ," setzte der Knecht hinzu.

Der Propst sah ihn an.

„Du meinst also, daß dies nicht die erste ist, die sie sich gemacht hat?"

„Nein — wie sollte sonst jemand zu ihr hinaufgekommen sein?“

„Hast du schon lange gewußt, daß jemand zu ihr kommt?“

„Erst seit diesem Winter ... da sie anfing, bis spät in die Nacht Licht brennen zu lassen.“

Der Propst fragte strenge: „Du hast es also den ganzen Winter gewußt? ... Warum hast du es mir denn nicht eher gesagt?“

„Ich glaubte, es sei jemand von den Leuten im Hause, der sie besuche ... Aber als ich sie in der vorigen Nacht auf der Leiter erblickte, kam ich auf die Vermutung, daß es Fremde sein müßten. Hätt' ich das früher geahnt, so würde ich es auch eher gesagt haben ...“

„Ja, es ist klar wie der Tag, sie hat uns alle getäuscht!“

Signe blickte den Vater flehend an.

„Vielleicht hätte ihr Schlafzimmer nicht so weit von den übrigen entfernt liegen sollen,“ meinte der Oberknecht, während er die Strickleiter zusammenrollte.

„Sie sollte ihr Schlafzimmer überhaupt nicht in diesem Hause haben,“ sagte der Propst und ging. Die andern folgten ihm.

Aber als er wieder unten im Wohnzimmer war und das Licht auf den Tisch gestellt hatte, warf sich ihm Signe an die Brust.

„Ja, mein Kind, das ist eine bittere Enttäuschung für uns ...“

Einige Minuten später saß Signe mit einem Taschentuche vor den Augen in der Sofaecke. Der Propst hatte seine Pfeife angebrannt und ging lebhaft auf und ab. Da hörten sie in der Küche schreien, und auf den Treppen und in den Gängen über ihnen liefen Leute hin und her. Sie eilten beide hinaus. In Petras Zimmer brannte es. Von dem Lichte mußte ohne Zweifel ein Funken in den Winkel gefallen sein, denn dort war das Feuer ausgebrochen. Im Nu hatte es die Tapete entlang die Fensterrahmen erreicht, und so war es von einem Vorübergehenden bemerkt worden, der sofort in das Waschhaus geeilt war, um es den dort beschäftigten Mädchen mitzuteilen.

Das Feuer war bald gelöscht. Aber auf dem Lande, wo jahrein jahraus alles in demselben gleichmäßigen Gleise sich bewegt, vermag die geringste Störung die Gemüter der Leute in Aufregung zu versetzen. Das Feuer ist ihr gefährlichster und grimmigster Feind; er beherrscht fast alle ihre Gedanken. Und wenn dann dieser gefürchtete Unhold sie überfällt und bei Nacht das Haupt aus dem Abgrunde emporreckt und mit seinen roten Zungen nach Beute lechzt, dann schaudern sie zusammen, und es dauert Wochen, ja bei manchen Menschen lange Jahre, ehe sie ihre Ruhe wieder finden.

Als der Propst und seine Tochter sich wieder allein in der Wohnstube befanden, beschlich sie beide, nachdem sie sich von dem ersten Schreck erholt hatten, ein unheimliches Gefühl bei dem Gedanken, daß Petras Zimmer zerstört worden und somit gleichsam alle Er-

innerung an sie verbrannt war. In demselben Augenblick hörten sie Petras klangvolle Stimme fragen und rufen; sie sprang treppauf, treppab, vom Boden in den Hausflur, vom Hausflur in die Küche, worauf sie dann endlich, noch immer in den Überkleidern, in die Wohnstube gestürmt kam.

„Herr Gott! Mein Zimmer ist verbrannt!"

Niemand antwortete; aber sie fuhr in einem Atem fort: „Wer ist dort gewesen? ... Wann ist's geschehen? ... Wie ist das Feuer entstanden?"

Jetzt sagte der Propst, sie selbst seien in ihrem Zimmer gewesen; sie hätten darin etwas gesucht — und dabei sah er sie mit durchdringenden Blicken an. Aber Petra verriet durch kein einziges Zeichen, daß ihr so etwas auffällig vorkomme; ja sie zeigte nicht einmal Unruhe über die eine oder andere Entdeckung, die sie dort gemacht haben könnten. Es erregte auch nicht Petras Verdacht, daß Signe von ihrer Sofaecke nicht aufblickte; sie glaubte, das käme von dem durch den Brand ausgestandenen Schrecken. Sie fuhr daher unablässig zu fragen fort, wie das Feuer entdeckt und gelöscht worden, wer der erste zur Stelle gewesen sei usw. usw., und da sie nicht rasch genug Antwort erhielt, stürzte sie wieder hinaus. Bald kam sie von neuem hereingestürmt — die Überkleider hatte sie jetzt teilweis abgelegt — und erzählte dem Propst und Signe, wie alles zugegangen sei, und daß sie das Feuer gesehen habe und so schrecklich gelaufen sei, so schrecklich! Aber nun freue sie sich, daß es nicht schlimmer gewesen ist.

Inzwischen hatte sie den Rest der Überkleider ab-

gelegt; sie trug sie hinaus, kam wieder herein, setzte sich auf ihren gewohnten Platz am Tische, unaufhörlich erzählend, was dieser gesagt, was jener getan habe; das ganze Haus sei ja förmlich auf den Kopf gestellt; in der Tat, eine amüsante Geschichte! Als die andern noch immer Schweigen beobachteten, beklagte sie sich darüber, daß ihnen nun der ganze Abend verdorben worden, denn sie hätte sich so sehr auf „Romeo und Julie" gefreut, — dieses Drama wurde gerade gelesen — und sie hätte just heute abend Signe bitten wollen, noch einmal die Szene vorzulesen, die sie für die schönste des ganzen Dramas halte, nämlich Romeos Abschied von Julie auf dem Balkon. Mitten in diesem Redestrome kam eine Magd aus dem Waschhause und sagte, sie müsse Wäscheleinen haben; es sei ihnen ein Bündel fortgekommen.

Petra wurde puterrot und stand rasch auf.

„Ich weiß, wo es ist, ich will es holen."

Sie tat ein paar Schritte, erinnerte sich dann des Feuers, blieb stehen und errötete noch mehr.

„Mein Gott, es ist gewiß verbrannt!... Es lag in meinem Zimmer!"

Signe hatte sich nach ihr umgewandt. Der Propst warf ihr von der Seite scharfe Blicke zu.

„Wozu brauchst du Wäscheleinen?" fragte er.

Er atmete so rasch, daß er kaum sprechen konnte.

Petra sah ihn an; sein finsterer Ernst erschreckte sie fast; aber im nächsten Augenblick reizte er sie zum Lachen; noch einen Augenblick kämpfte sie dagegen an, aber als sie den Propst wieder anblickte, brach sie in ein so herzliches Lachen aus, daß sie es

gar nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Wahrlich, wer so lachen kann, hat ebensowenig ein böses Gewissen, wie der rieselnde Waldbach; das hörte Signe sofort aus dem Klange heraus; sie sprang vom Sofa auf und rief: „Wie verhält es sich, Petra, wie verhält es sich?"

Petra wandte sich ab, lachte, tanzte und hüpfte vor Vergnügen und wollte zur Tür hinausschlüpfen. Aber Signe stellte sich ihr in den Weg.

„So erzähle doch, Petra, wie verhält sich die Sache?"

Petra verbarg ihr Gesicht an Signes Brust, fuhr aber immer noch fort zu lachen. Nein, eine Schuldbewußte konnte sich nicht so benehmen! Das begriff nun auch der Propst. Sein Zorn legte sich, und er begann ebenfalls aus Herzensgrund zu lachen. Da konnte auch Signe nicht mehr an sich halten, auch sie stimmte in das Lachen ein. Nichts in der Welt ist so ansteckend wie Lachen, vor allem aber das Lachen, für das man keinen Grund hat. Die fruchtlosen Versuche, die bald der Propst, bald Signe machten, um herauszubringen, worüber Petra eigentlich lachte, steigerten die Fröhlichkeit aufs höchste. Das Mädchen, das noch immer dastand und auf die Wäscheleinen wartete, mußte schließlich ebenfalls in das Lachen einstimmen; aber sie hatte jenes merkwürdige krampfhafte, schnaufende Lachen, und da sie selbst fühlte, daß sich ein solches unter so feinen Menschen nicht ziemte, eilte sie zur Tür hinaus, um sich in der Küche so recht nach Herzenslust auszulachen. Natürlich nahm sie die Ansteckung dahin mit, und bald ertönte ein

schmetterndes Gelächter aus der Küche, wo man noch weniger wußte, warum man eigentlich lachte; und das gab der Fröhlichkeit in der Wohnstube neue Nahrung. Als man endlich vor Erschöpfung aufhören mußte, machte Signe einen letzten Versuch, die Ursache zu erfahren.

„Nun sollst du es mir aber doch erzählen!“ rief sie, Petra bei den Händen festhaltend.

„Nicht um alles in der Welt.“

„Ja, ich weiß schon, was es ist!“ rief sie wieder.

Petra sah sie an und schrie laut auf; aber Signe fuhr fort: „Vater weiß es auch!“

Diesmal schrie Petra nicht, sie kreischte, riß sich los und kam bis an die Stubentür. Da wurde sie wieder von Signe erfaßt; aber Petra wandte sich nach ihr um und wollte mit ihr ringen; sie mußte fort um jeden Preis. Zwar lachte sie noch während des Ringens, aber an ihren Wimpern hingen Tränen. Da ließ Signe sie los. Petra stürzte hinaus, aber Signe folgte ihr und zog sie in ihr Zimmer. Dort schlang Signe die Arme um ihren Nacken, auch Petra umfaßte die Freundin und preßte sie heftig an sich.

„Mein Gott, wißt ihr's wirklich?“ flüsterte sie.

Und Signe flüsterte zurück: „Ja, wir waren oben in deinem Zimmer mit dem Knechte ... er hatte dich gesehen ... und da fanden wir die Strickleiter!“

Neues Aufschreien und abermalige Flucht — diesmal jedoch nur bis in die Sofaecke, wo sie sich verbarg. Signe war bald an ihrer Seite, und sich halb über sie neigend erzählte sie Petra die ganze Entdeckungsreise samt den brennenden Folgen ins Ohr ...

Was ihr vor einem Augenblicke Tränen gekostet und sie in große Angst versetzt hatte, erschien ihr jetzt so amüsant, daß sie es in launiger Weise erzählte. Petra blickte bald zu ihr auf und hörte gespannt zu, bald verbarg sie das Gesicht und hielt die Ohren zu. Als Signe fertig war und beide wieder im Dunkeln nebeneinander saßen, begann Petra: „Weißt du, Signe, was es ist? ... Ich kann unmöglich schon um zehn Uhr schlafen, wenn sich jedes in sein Zimmer begibt; was wir gelesen, hat noch eine zu große Gewalt über mich. Dann lerne ich die besten Stücke auswendig. Ich kann ganze Szenen auswendig, und die repetiere ich dann laut. Als wir ‚Romeo und Julie' lasen, schien mir dies das schönste auf Erden. Ich wurde wild und toll dabei, ich mußte einen Versuch mit der Strickleiter machen; ich hatte nie gedacht, daß man an einer Strickleiter auf und ab steigen könne... Ich bemächtigte mich einiger Wäscheleinen ... und da hat denn der Schelm unten gestanden und die Sache mitangesehen!... Ja, es ist gar nicht zum Lachen Signe ... es ist so schrecklich knabenhaft; ich werde wohl nie etwas andres als eine wilde Hummel ... und nun bin ich natürlich morgen in der ganzen Gegend ein Gegenstand des Gespöttes!"

Signe, die einen neuen Anfall von Lachen bekommen hatte, fiel mit Küssen und Liebkosungen über sie her und lief dann hinaus.

„Nein, das muß ich dem Vater erzählen!" rief sie.

„Bist du verrückt, Signe!"

Und eine kam nach der andern wieder in das Zimmer gestürmt, wie sie es verlassen hatten. Fast

hätten sie den Propst über den Haufen gerannt, der grade hinausgehen wollte, um zu sehen, wo sie geblieben waren. Signe begann zu erzählen; Petra lief mit einem Schrei wieder hinaus, bedachte jedoch vor der Tür, daß sie hätte bleiben müssen, um Signe am Erzählen zu verhindern und wollte wieder hinein; aber der Propst hielt die Tür fest, so daß es ihr nicht möglich war, sie zu öffnen. Sie fing daher an, mit beiden Händen zu trommeln, zu singen und zu stampfen, um Signes Stimme zu übertäuben; da sprach diese nur noch lauter. Als der Propst alles gehört hatte und ebenso herzlich wie Signe über diese neue Methode, die Klassiker zu lesen, lachen mußte, machte er die Tür auf; da lief Petra von dannen.

Nach dem Abendessen, an dem Petra teilgenommen hatte, und wobei sie vom Propst gehörig geneckt worden war, mußte sie das, was sie auswendig konnte, zur Strafe deklamieren. Da zeigte es sich, daß sie die berühmtesten Szenen wirklich im Gedächtnis hatte, und zwar nicht bloß eine Rolle, sondern alle. Sie trug sie so vor, wie man zu lesen pflegt; zuweilen schien sie in Feuer zu geraten, aber sie dämpfte sich sofort wieder. Als der Propst dies merkte, bat er sie, mehr Ausdruck hineinzulegen; da wurde sie aber befangen. So ging es immer weiter, ganze Stunden lang. Sie konnte die komischen Szenen ebensogut wie die tragischen, die scherzhaften wie die ernsten; ihr Gedächtnis erweckte ebenso Bewunderung wie Gelächter; sie selbst stimmte in das Lachen

mit ein und bat, man möge das Examen nur weiter fortsetzen.

„Ich möchte wünschen, die armen Schauspieler hätten nur den achten Teil dieses Gedächtnisses," sagte Signe.

„Gott bewahre sie davor, jemals Schauspielerin zu werden," versetzte der Propst und wurde plötzlich ernsthaft.

„Aber Vater, du glaust doch wohl nicht, daß Petra an so etwas denkt?" erwiderte Signe lachend. „Die Schauspieler fielen mir nur ein, weil ich immer bestätigt gefunden habe, daß wer mit der vaterländischen Literatur gleichsam aufgewachsen ist, nicht das geringste Verlangen hat, zur Bühne zu gehen, während der, welcher nie viel von Poesie gekannt hat, dafür schwärmt; es ist die Sehnsucht nach der Poesie, die ursprünglich erwachte Sehnsucht, die ihn verführt."

„Das ist gewiß sehr wahr," versetzte der Propst. „Es geschieht nur selten, daß ein wirklich gebildeter Mensch zur Bühne geht."

„Und noch seltner ist es bei einem poetisch gebildeten Menschen der Fall," setzte Signe hinzu.

„Gewiß; und geschieht es dennoch, so ist sicherlich ein Charakterfehler schuld daran, der die Eitelkeit und den Leichtsinn die Oberhand gewinnen läßt. Ich habe viele Schauspieler kennengelernt, sowohl während meiner Studienzeit wie auf meinen Reisen, aber niemals habe ich einen Schauspieler gefunden oder auch nur von einem gehört, der ein echt christliches Leben geführt hätte. Sie haben wohl religiöse An-

wandlungen, aber in ihrem Berufe ist etwas so Unruhiges und Aufreibendes, daß es ihnen nicht möglich ist, sich zu sammeln — selbst nicht wenn sie die Bühne wieder verlassen haben. Wenn ich mit ihnen darüber sprach, räumten sie es selbst ein und beklagten es; allein sie pflegten sofort hinzuzusetzen: ‚Wir müssen uns damit trösten, daß wir im Grunde nicht schlechter sind als so viele andre.‘ Das nenne ich jedoch einen traurigen Trost. Ein Leben, das in keiner Weise den Christen in uns zu erbauen vermag, muß ein sündiges Leben sein...: Der Herr möge ihnen beistehen und reine Herzen vor einem solchen Berufe bewahren!“

*

Am nächsten Tage, einem Sonnabend, war der Propst wie gewöhnlich schon vor sieben Uhr aufgestanden, machte einen Morgenspaziergang zu seinen Arbeitern und kam noch in der Dämmerung wieder nach Hause. Da bemerkte er, just als er am Hause vorüber in den Hof schritt, ein offenes Schreibbuch oder etwas ähnliches, das höchstwahrscheinlich am vorhergehenden Abend aus Petras Zimmer geworfen und nicht gesehen worden war, weil es die Farbe des Schnees hatte. Er hob das Heft auf und nahm es mit in sein Studierzimmer. Als er es ausbreitete, um es zu trocknen, bemerkte er, daß es französische Stilübungen enthielt, worüber Verse geschrieben waren. Es kam ihm nicht in den Sinn, sie zu lesen; da fiel sein Blick auf das Wort „Schauspielerin“, das an allen Ecken und Enden geschrieben stand ... ja sogar

in den Versen kam es vor... Er setzte sich bequem zurecht, um sich die Sache näher anzusehen. Nach mancherlei ausgestrichenen Versuchen fand er folgende Reimerei, die trotz vieler Verbesserungen entziffert werden konnte:

Auf die Bühne will ich steigen —
Daß ihr es doch einmal wißt!
Dort will ich den Menschen zeigen,
Wie das Weib in Wahrheit ist:
Wenn es lacht, wenn's ist betrübt,
Wenn es betet, wenn es liebt,
Wenn sein Herz der Tugend schlägt,
Wenn's vom Laster ist erregt.
Hilf mir, Gott, erhör mein Flehn,
Laß dies Ziel mir nicht entgehn!

Etwas weiter unten stand geschrieben:

Kann ich mich deinem Dienst nicht weihn,
Wirst du mir, Gott, nicht Hilfe leihn?

Und dann wieder, ohne Zweifel als Randglosse zu einem Gedicht, das sie vor einigen Monaten gelesen hatte:

Oh zu schweben wie im Elfenreigen,
Wenn im Mondenschein die Nebel steigen,
Zärtlich locken und dann neckend fliehen,
Und ins kalte Grab den Jüngling ziehen....
Nein, das wär' ja Sünde, lirum, larum, bah!

Und nach vielen Änderungen, Streichungen, Zeichnungen und Noten:

Hopsasa, — hopsasa,
Will tanzen mit allen,
In Freiheit stets wallen!

Tralala, — tralala,
Bei allen in Ehren,
Doch keinem gehören!

Alsdann in deutlicher sauberer Schrift folgender Brief:

Mein Herzens-Heinrich!

Meinst Du nicht auch, daß Du und ich die klügsten in der ganzen Komödie sind? Man macht uns zwar viel Kummer, aber das hat nichts zu bedeuten; ich engagiere Dich, mich morgen abend nach dem Mummenschanz mitzunehmen; denn ich habe noch nie einen mitgemacht und mich verlangt sehr nach ordentlichen Narrenstreichen; hier im Hause ist es so still und trübselig!

Du bist ein rechter Taugenichts, Heinrich — da schwärmst Du nun wieder umher und hier sitzt

Deine Pernille.*)

Endlich stand da mit großen Buchstaben deutlich und mehrmals wiederholt folgender Vers, den sie irgendwo gefunden haben mußte und dann hatte auswendig lernen wollen:

Mich entzückt das Große, Schöne,
Mächtig drängt's in meiner Brust:
Was sich birgt im Reich der Töne,
All der Seele Leid und Lust
Herrlich formend wiedergeben,
Schöpfen aus verborgnem Schacht
Der Gefühle Kraft und Leben,
Was Erhabnes je gedacht,

---

*) Erinnerung an Ludwig Holbergs Lustspiel „Heinrich und Pernille“.

Aus des Geistes Tiefen heben —
Göttlich, ach! ist der Beruf!
Segne Gott doch mein Bestreben,
Der den Trieb in mir erschuf!

Noch vieles andre stand in dem Heft, aber der Propst hörte auf zu lesen.

Also um Schauspielerin zu werden, war sie in sein Haus gekommen und hatte den Unterricht seiner Tochter genossen! Also um dieses geheimen Zieles willen hatte sie jeden Abend so begierig vorlesen hören und dann die Stücke auswendig gelernt! Die ganze Zeit hindurch hatte sie sie hintergangen; selbst gestern abend noch, da sie ihnen alles zu entdecken schien, hatte sie etwas geheimgehalten; als sie am lautesten lachte, log sie am abscheulichsten!

Und dieses geheime Ziel! Was der Propst so oft in ihrer Gegenwart verdammt hatte, stellte sie als einen erhabenen Beruf hin und wagte, Gott um seinen Segen zu bitten!... Ein Leben voller Schein und Eitelkeit, voller Eifersucht und Leidenschaft, voller Trägheit und Sinnlichkeit, voller Lüge und immer größerer Charakterlosigkeit — ein Leben, das alle Geier umkreisten wie ein Aas, das war es, dem sie sich zu widmen wünschte, und dem Gott noch obendrein durch seinen Segen die rechte Weihe geben sollte!... Und zu einem solchen Berufe sollten der Propst und seine Tochter ihr verholfen haben auf dem stillen Pfarrhofe, unter der strengen Aufsicht seiner aufgeweckten Gemeinde!...

Als Signe hell und frisch wie ein Wintermorgen hereintrat, um dem Vater guten Morgen zu sagen,

fand sie das Studierzimmer ganz mit Tabaksrauch angefüllt. Das war immer ein Zeichen, daß des Propstes Gemüt sich in einer üblen Verfassung befand — besonders in so früher Morgenstunde. Auch sprach er kein Wort mit ihr; er reichte ihr nur das Heft. Sie sah sofort, daß es Petra gehörte. Im selben Augenblick blitzte ihr eine Erinnerung an das Mißtrauen und den Schmerz des vorhergehenden Abends auf; sie wagte nicht, in das Heft hineinzublicken; das Herz pochte ihr so gewaltig, daß sie genötigt war sich zu setzen. Aber dasselbe Wort, das zuerst des Propstes Auge gefesselt hatte, erregte nun auch ihre Aufmerksamkeit; sie mußte wieder hineinblicken und las dann alles. Ihr erstes Gefühl war Scham — nicht Petras wegen, sondern darüber, daß der Vater es gelesen hatte.

Aber bald fühlte auch sie die tiefe Demütigung, die man empfindet, wenn man sich von dem getäuscht sieht, den man liebt. Einen Augenblick scheint der Mensch, der dessen fähig gewesen, größer, erfinderischer, klüger als wir, ja es umschwebt ihn sogar etwas Geheimnisvolles. Aber bald sammelt sich der Geist, und dann gewinnt die Entrüstung die Oberhand; die Ehrlichkeit erhält Macht von Kräften, die, wenn auch unsichtbar, doch nicht heimlich sind; man fühlt die Kraft in sich, mit einem Schlage hundert nichtige Ausreden zu zermalmen; man verachtet das, von dem man sich noch vor einem Augenblick gedemütigt fühlte.

Im Wohnzimmer hatte sich Petra ans Klavier gesetzt, und sie hörten sie nun singen:

Der Tag ist erwacht, die Freude erglommen,
Des Mißmuts Burg schon eingenommen.
Schon läßt hoch oben auf glühenden Höhen
Der König des Lichts seine Fahnen wehen.
Auf, auf, ihr Vögel im Hain!
Auf, auf, alle, groß und klein!
Freudig hinaus in den Sonnenschein!

Dann wurde das Klavier gleichsam in einen Sturm hineingepeitscht und aus ihm brauste das Lied heraus:

Dank für den Rat; doch trotz Not und trotz Tod
Lenk' ich durch Wogen mein schwankendes Boot
Hin, wo die Brandung am wildesten braust,
Wo um die Klippen der Sturmwind saust;
Sollt' auch die Reise die letzte sein,
Schäumende Wirbel, ich muß hinein!
Nicht bloß Vergnügen,
Nicht Unverstand
Zwingt mich zu fliegen
Vom sichern Strand:
Das Meer, das freie,
Das ist mein Ziel;
Zur Meeresweihe
Eil, eil, mein Kiel,
Kühn durch den Gischt, der das Felsenriff fegt!
Dort muß ich sehen, wie weit er mich trägt!

Nein, das war dem Propst doch zu arg. Er riß Signe das Heft aus der Hand und stürmte dann auf die Tür zu; und diesmal hielt Signe ihn nicht zurück. Er fuhr grade auf Petra los, schleuderte das Heft vor sie aufs Piano, wandte sich um und durchmaß das Zimmer. Als er wieder zu ihr kam, war sie auf-

gestanden; sie hielt das Heft an die Brust gedrückt und sah sich mit irren Blicken nach allen Seiten um. Er blieb stehen, um ihr ordentlich den Text zu lesen; aber sein Zorn darüber, daß er zwei Jahre lang von diesem schlauen Mädchen an der Nase herumgeführt worden, vor allem darüber, daß sie seine warmherzige, hingebende Tochter zum besten gehabt, ergriff ihn so heftig, daß er nicht gleich Worte finden konnte; und als er sie endlich fand, fühlte er selbst, daß sie zu hart waren. Noch einmal durchmaß er das Zimmer, noch einmal ging er, blutrot im Gesicht, grad auf sie zu; dann wandte er ihr den Rücken und kehrte, ohne eine Silbe geäußert zu haben, nach seinem Studierzimmer zurück. Als er es betrat, sah er, daß Signe es bereits verlassen hatte.

Diesen ganzen Tag verbrachte jedes für sich. Der Propst speiste allein zu Mittag, keines der Mädchen ließ sich sehen. Petra befand sich in dem Zimmer der Haushälterin, das ihr nach dem Brande angewiesen war; vergebens hatte sie Signe überall gesucht, um ihr die Sache zu erklären; aber Signe schien nicht einmal auf dem Hofe anwesend zu sein. Petra fühlte, daß sie vor einer Entscheidung stand. Der geheimste Gedanke ihres Lebens war ihr entrissen, und man wollte sich einen Einfluß erzwingen, den sie nicht dulden konnte. Sie fühlte selbst am besten, daß wenn sie ihr Lebensziel aufgab, sie allen Stürmen preisgegeben war. Sie konnte fröhlich sein mit den Fröhlichen, vertrauensvoll denen gegenüber, die ihr vertrauten, sicher in allem, aber nur kraft jenes geheimen Zieles und in der Hoffnung, daß sie dereinst erreichen

würde, wofür ihre Fähigkeiten sich entwickelten, und wohin sie sie drängten. Sich jemand anvertrauen nach jenem ersten fehlgeschlagenen Versuch in Bergen — das hätte sie nicht gekonnt, selbst wenn es Ödegaard gewesen wäre. Sie mußte ihr geheimes Ziel ganz für sich allein bewahren, bis sie sich ihm soweit genähert hätte, daß es auch Zweifel ertragen konnte.

Es war dunkel geworden. Signe mußte jetzt nach Hause zurückgekehrt sein, wo sie auch gewesen sein mochte. Petra eilte hinunter in den Flur des Flügels, in dem sich Signes Zimmer befand; es war verschlossen — ein Beweis, daß sie darin war. Petras Herz pochte heftig, als sie die Hand wieder auf den Drücker legte und flehend hineinrief: Signe, laß mich mit dir reden!... Signe, ich kann es nicht mehr ertragen!"

Nicht ein Laut kam aus dem Zimmer. Petra beugte sich herab, horchte, klopfte an.

„Signe, o Signe, du weißt nicht, wie unglücklich ich bin!"

Keine Antwort. Alles blieb still! Wenn man in solchen Fällen gar keine Antwort bekommt, beginnt man schließlich zu zweifeln, ob der Gesuchte anwesend ist, selbst wenn man es bestimmt weiß; und ist es finster, so wird man noch obendrein furchtsam.

„Signe!... Signe! Bist du da, so sei doch barmherzig!... Antworte mir doch!... Signe!"

Alles war und blieb still. Petra überkam ein Frösteln und Zittern. Da ging plötzlich die Küchentür auf; zugleich strömte eine große breite Helle her-

aus, und leichte fröhliche Tritte tönten vom Hofe her. Das brachte sie auf einen Plan; sie wollte in den Hof gehen, auf den Vorsprung des Gesimses steigen, der sich über der Grundmauer befand, auf welcher der Flügel ruhte; auf diesem Vorsprung wollte sie um das ganze Gebäude herumgehen, bis sie auf die andre Seite gelangte, wo es sehr hoch war, und von dort wollte sie in Signes Zimmer hineinsehen.

Es war ein sternenheller Abend. Das Gebirge und die Häuser hoben sich in scharfen Umrissen ab; aber nichts als die Umrisse waren sichtbar. Der Schnee schimmerte; die dunkeln Pfade, die zu ihm hinführten, steigerten nur noch seine Helle. Draußen von der Landstraße tönte Schellengeläute herüber. Dies Geklingel und die ringsum herrschende Helle verliehen ihr Mut; sie stieg auf den Vorsprung! Sie wollte sich an den vorspringenden Leisten der hölzernen Bekleidung des Hauses festhalten, aber sie verlor das Gleichgewicht und fiel wieder herunter. Sie nahm eine leere Tonne, rollte sie an die Mauer, stieg darauf und von dort wieder auf den Vorsprung. Jetzt arbeitete sie sich gleichzeitig mit Hand und Fuß vorwärts, jedesmal ungefähr eine Viertelelle. Es gehörten jedoch die starken Finger einer starken Hand dazu, um sich hier festzuhalten, denn die Leisten sprangen kaum einen Zoll vor. Petra befürchtete, es möchte sie jemand sehen, und dieses Klettern mit der Strickleiter in Verbindung bringen. Wenn sie nur von der Seite, die dem Hause zugekehrt war, wegkommen und die Quermauer gewinnen könnte! Aber als sie sie endlich erreicht hatte, trat ihr eine neue

Gefahr entgegen: Die Fenster waren nicht verhangen, und so mußte sie sich niederbeugen, während sie in beständiger Furcht herunterzufallen jedes der Fenster passierte. An der Langseite war es sehr hoch, indes lief unten längs der Mauer eine Stachelbeerhecke hin, die sie wohl aufnehmen konnte, wenn sie fiel. Allein das befürchtete sie nicht. Die Finger brannten, die Muskeln zitterten, der ganze Körper bebte, aber sie arbeitete sich weiter. Nur noch wenige Schritte, und das Fenster war erreicht.

In Signes Zimmer brannte kein Licht, und die Vorhänge waren nicht herabgelassen. Der Mond schien grade hinein, so daß Petra sicherlich bis in den innersten Winkel sehen konnte. Das gab ihr neuen Mut ... Endlich hatte sie das Fenstergesims erreicht, endlich konnte sie sich mit der ganzen Hand festhalten; denn jetzt, da sie am Ziele stand, begann ihr Herz so heftig zu pochen, daß es ihr fast den Atem benahm. Aber je länger sie zauderte, um so ärger wurde es; sie mußte sich also beeilen, und sie legte sich plötzlich ganz vor das Fenster.

Da ertönte ein wilder Aufschrei aus dem Zimmer. Signe hatte in der Sofaecke gesessen — im Nu stand sie mitten im Zimmer und wehrte mit beiden Armen die schreckliche Erscheinung ab, voll Abscheu und Entsetzen, dann wandte sie sich um und stürzte aus dem Zimmer.

Die Gestalt am Fenster und im Mondschein, die rücksichtslose widerwärtige Dreistigkeit, das vom Mond scharf abgezeichnete Gesicht, — Petra selbst begriff sofort, daß ihr unglücklicher Einfall Signe mit Ab-

scheu hatte erfüllen müssen, ja daß ihr Bild vielleicht in Zukunft eine beständige Schreckgestalt für Signe sein würde; sie verlor das Bewußtsein und fiel mit einem durchdringenden Schrei herunter.

Die Leute im Hause waren auf Signes Schrei herbeigeeilt, fanden aber niemand. Da hörten sie einen ähnlichen Schrei. Der ganze Hof kam auf die Beine; man suchte, man rief, aber ohne jemand zu finden, und reiner Zufall war es, daß der Propst aus dem Fenster nach Signes Zimmer blickte und im Mondschein Petra zwischen den Büschen liegen sah. Es kostete große Mühe, sie von den Dornen loszumachen. Sie wurde in Signes Zimmer getragen, da das der Haushälterin nicht geheizt war; sie ward entkleidet und ins Bett gelegt, und während die einen ihr Hände und Hals badeten, die von den Dornen sehr zerrissen waren, machten andre das Zimmer hell, warm und anheimelnd. Als Petra wieder zum Bewußtsein gekommen war und sich umblickte, bat sie, man möchte sie allein lassen.

Die wohltuende Stille des Zimmers, das feine weiße Gewebe, mit dem Fenster, Toilettentisch, Bett und Stühle geschmückt waren, erinnerten sie lebhaft an Signe. Sie gedachte ihrer steten Liebenswürdigkeit, ihrer ruhigen lieblichen Stimme, ihres feinen Gefühls für die Gedanken andrer, ihres sanften Wohlwollens. Alles dessen hatte sie sich nun beraubt; bald wird sie das Zimmer, ja auch das Haus verlassen müssen! Und wohin soll sie sich dann wenden? Zum dritten Male wird man nicht von der Landstraße aufgelesen, und selbst wenn es geschehen könnte, wünschte

sie es nicht; denn es würde nur in derselben Weise enden. Niemand konnte mehr Vertrauen zu ihr fassen; was auch die Ursache sein mochte, sie fühlte, daß es so war. Sie hatte keinen Schritt vorwärts getan, und sie wird überhaupt niemals weiterkommen; denn ohne das Vertrauen der Menschen war es ja unmöglich. Oh, wie sie betete, wie sie weinte! Sie warf sich nieder und krümmte sich in der Angst ihrer Seele, bis sie endlich erschöpft einschlummerte. Im Schlafe erschien ihr alles schneeweiß, und nach und nach auch hoch und großartig; nie hatte sie früher etwas so Hohes und ein solches Schimmern von Millionen Sternen gesehen.

Zehntes Kapitel

Selbst als Petra schon erwacht war, umschwebten sie noch die Traumbilder. Die Gedanken des vorhergehenden Tages, die ihr sofort wieder zuströmten, wurden gefangengenommen und zurückgehalten von den Tönen, welche die ganze Luft erfüllten — von den Kirchenglocken am Sonntagmorgen. Sie sprang auf und kleidete sich an, nahm im Speiseraum rasch ein kleines Frühstück ein, hüllte sich sorgfältig in warme Kleider und eilte zur Kirche; sie hatte noch niemals so sehr nach Gottes Wort gedürstet.

Als sie dort ankam, hatte der Gottesdienst soeben begonnen, und die Kirchentür war geschlossen. Es war ein kalter Tag; die Finger schmerzten, als sie die Klinke ergriff, um die Tür zu öffnen.

Der Priester stand grade am Altar; sie wartete daher an der Tür, bis der Küster ihm das Meß-

gewand abgenommen hatte; dann begab sie sich hinauf zu dem sogenannten Bischofsstuhl, der auf dem Chor stand und mit Gardinen versehen war. Der Stuhl für die Leute vom Pfarrhof befand sich auf der Emporkirche; wer aber aus irgendeinem Grunde gern unbeachtet und allein sein wollte, ging in den Bischofsstuhl. Als sie ihn erreicht hatte und hineinschlüpfte, sah sie, daß Signe bereits den äußersten Winkel eingenommen hatte. Sie tat einen Schritt zurück und würde sich zurückgezogen haben, wenn nicht in diesem Augenblick der Propst sich umgewandt hätte, um vom Altar an ihr vorbei in die Sakristei zu gehen. Sie trat daher rasch wieder in den Stuhl, setzte sich jedoch so nahe wie möglich an den Eingang. Signe hatte mittlerweile ihren Schleier herabgelassen. Das berührte Petra schmerzlich. Sie ließ den Blick über die Gemeinde gleiten, die in den hohen Holzstühlen eingepackt saß, die Männer zur Rechten, die Frauen zur Linken. Ihr Atem schwebte über ihnen wie ein Nebel; an den Fensterscheiben lag fingerdickes Eis. Die plumpgeschnitzten Heiligenbilder, der langsame schleppende Gesang, die eingemummten Menschen — das alles paßte zusammen, aber Petra berührte es kalt und fremdartig; sie erinnerte sich wieder, wie kalt die ganze Welt gewesen, als sie an jenem Nachmittage Bergen verließ. Auch hier war sie nur ein Fremdling, eine Durchreisende.

Der Propst bestieg die Kanzel; er schaute streng drein. Sein Text lautete: „Und führe uns nicht in Versuchung." — „Wir alle wissen," sagte er, „daß die Gaben, die uns Gott verliehen, alle ihre Versuchung

in sich tragen; aber wir müssen ihn bitten, barmherzig zu sein und uns nicht über unsre Kräfte zu prüfen; des sollten wir immerwährend eingedenk sein, darum ihn allzeit bitten; denn nur wenn wir ihm unsre Fähigkeiten gleichsam als Opfer darbringen, werden sie uns zum Guten dienen." Die Predigt verbreitete sich dann über unsre doppelte Lebensaufgabe: Daß erstens jeder den Beruf zu erfüllen habe, in den ihn seine Fähigkeiten und die Verhältnisse gebracht hätten, und daß er zweitens in sich selbst und in denen, die seiner Obhut anvertraut sind, den Christen pflegen und entwickeln müsse... Bei der Wahl seines Berufes müsse man vorsichtig sein, denn leider gäbe es Lebensstellungen, die schon an und für sich sündhaft seien, andre wieder könnten es für uns werden, sei es, daß sie nicht für uns paßten, sei es, daß sie unsre böse Lust zu sehr reizten. So gewiß jeder nach seinen Fähigkeiten zu wählen suchen müsse, so gewiß könne eine Wahl, die an sich richtig und gut ist, uns zur Versuchung werden, sobald wir unserm Berufe, weil er uns zusagt, unsre ganze Zeit und all unsre Gedanken widmeten. Der Christ in uns dürfe ebensowenig vernachlässigt werden wie unsre elterliche Pflicht gegen unsre Kinder. Wir müßten uns in uns selbst sammeln können, damit der heilige Geist in uns wirken könne; wir müßten in unsern Kindern die gute Saat des Christentums säen und pflegen können. Es gäbe keine Pflicht, keinen Vorwand, der uns davon zu entbinden imstande sei.

Dann ging er näher auf die Berufstätigkeit seiner Zuhörer ein. Er betrat ihr Haus, erörterte ihre

Verhältnisse, besprach ihre Ansichten. Er führte Beispiele aus andern Lebensstellungen und höhern Wirkungskreisen an, die geeignet waren, ein helleres Licht über sein Thema zu verbreiten... Der Propst war von dem Augenblick an, wo er die Kanzel bestieg, ein durchaus neuer Mensch für den, der ihn nur aus dem täglichen Leben kannte. Sogar in seinem Äußeren war er dann ein ganz anderer. Seine verschlossenen, kräftigen Züge öffneten und verklärten sich bei der geistigen Arbeit, das Auge wurde groß, blickte fest und geradeaus; alles, was zurückgedrängt und verborgen gewesen, erhob und entfaltete sich. Zuweilen rollte seine Stimme wie der Donner oder schnitt in die Herzen ein mit kurzen scharfen Wendungen; manchmal auch sprach er in leisem, mildem Tone; doch nur, um sich sofort wieder auf die Höhe kraftvoller Beredsamkeit emporzuschwingen. Er vermochte eigentlich nur in einem weiten Raume zu reden und wenn ihn sein Gegenstand völlig begeisterte; denn seine Stimme hatte keinen Wohllaut, solange sie sich nicht in ihrer ganzen Kraft, in ihrem ganzen Umfange entfaltete, sein Antlitz keine Klarheit, sein Gedanke keine packende Deutlichkeit, bevor die Glut seines feurigen Geistes ihn durchwärmte. Nicht als ob er dann erst die Gedanken gefunden hätte; im Gegenteil, in dieser Seele hatte nicht bloß der Schmerz, sondern auch die geistige Arbeit Schätze aufgehäuft, und er war ein ernster strenger Arbeiter. Aber für das Gewöhnliche war er nicht immer gerüstet; er verstand nicht, die Gedanken des alltäglichen Gesprächs auszumünzen; er mußte allein reden; mindestens mußte er mit großen

Schritten auf und ab gehen können. Ein Wortgefecht mit ihm beginnen, hieß einen wehrlosen Mann überfallen. Trotzdem war es gefährlich; denn er stürzte sich mit solcher Gewaltsamkeit auf seinen Gegner, daß er zur Begründung keine Zeit fand. Ging man ihm aber entschiedener zu Leibe, so zerzauste er entweder seinen Widerpart mit seiner Logik auf das erbarmungsloseste, oder er versank in das verstockteste Schweigen, weil er befürchtete, daß ihn seine Heftigkeit zu weit hinreißen könnte. Niemand war leichter zum Schweigen zu bringen, als dieser starke, beredte Mann.

Petra erbebte beim Beginn der Predigt, denn sie fühlte, wohin er zielte. Je weiter er im Text kam, desto näher rückte er ihr. Sie machte sich so klein wie möglich, und sie bemerkte, daß auch Signe es tat. Aber erbarmungslos ging der Gewaltige auf sein Ziel los; der Löwe brüllte nach Beute; von allen Seiten fühlte sie sich verfolgt, bedrängt, gefangen. Aber wie wild die Jagd auch war, einmal gefangen, fühlte sie sich zurückgehalten durch die milde Hand des Erbarmens. Es war ihr, als würde sie ohne ein Wort der Verdammung in Gottes alliebende Arme gelegt. Und nun betete, weinte sie, und sie hörte Signe dasselbe tun; wie liebte sie die Freundin um ihrer Tränen willen!

Als der Propst von der Kanzel herabstieg, um sich nach der Sakristei zu begeben, lag der Glanz von seiner Begegnung mit dem Allmächtigen noch auf seinem Antlitz. Sein Blick fiel gerade und forschend auf Petra, und als sie offen zu ihm aufschaute, gewahrte sie in seinem Auge einen milden Schein; flüch-

tig glitt sein Blick noch über die Tochter im Winkel, dann ging er weiter.

Signe erhob sich. Ihr Antlitz war noch immer verschleiert, und so wagte Petra nicht, ihr zu folgen; sie ging erst später. Aber beim Mittagsmahl saßen heute alle drei wieder zusammen. Der Propst sprach wenig; Signe hielt sich scheu zurück. Sobald der Propst, der augenscheinlich das Geschehene zum Gegenstand des Gesprächs zu machen wünschte, sich mit der leisesten Anspielung hervorwagte, wich die Tochter mit so zartem, feinem Takt aus, daß er unwillkürlich an ihre Mutter gemahnt wurde; so versank er in Schweigen und bald darauf in Schwermut — es gehörte so wenig dazu!

Nun ist nichts peinlicher als ein mißlungener Versöhnungsversuch. Sie erhoben sich, ohne einander in die Augen blicken zu können, noch weniger vermochten sie sich eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen. In der Wohnstube wurde es so schwül, daß alle drei gern hinausgegangen wären; aber niemand mochte den Anfang machen. Petra fühlte, daß, wenn sie ginge, es für immer sei. Sie konnte mit Signe nicht zusammen sein, wenn sie sie nicht lieben durfte, sie konnte den Propst um ihretwillen nicht in Schwermut versunken sehen. War aber die Reise eine Notwendigkeit, so mußte sie fort ohne Abschied. Wie hätte sie sich von diesen Menschen verabschieden sollen? Schon der bloße Gedanke daran versetzte sie in eine solche Aufregung, daß sie sich nur mit äußerster Mühe zu beherrschen vermochte. Jede Minute, die eine solche gedrückte Stimmung verlängert, macht sie nur noch

unerträglicher. Man wagt sich nicht mehr zu rühren, denn man fühlt, daß es bemerkt wird. Jeder Atemzug wird vernommen, aber auch die vollkommenste Ruhe wird als Härte empfunden. Man wird nervös, weil kein Wort gesprochen wird, und doch befürchtet man ängstlich, es könnte jemand etwas sagen. Jedes fühlte, daß der Augenblick niemals wiederkehren wird. Die Mauer, die man zwischen sich aufbaut, wächst immer höher empor. Mit jedem Atemzuge wächst unsre eigne Schuld und die der andern. Bald möchte man verzweifeln, bald sich zu Tode ärgern. Denn wer sich so gegen uns benimmt, ist unbarmherzig, boshaft, und man will das weder ertragen noch verzeihen ... Petra vermochte es nicht länger auszuhalten; sie fühlte, daß sie entweder aufschreien oder davonlaufen müßte.

Da ertönte plötzlich Schellengeklingel von der Landstraße her, und bald sahen sie einen Rennschlitten mit dem Fuhrmann hinten drauf und einem Herrn in einem Wolfspelz an dem Garten vorüber in den Hof jagen. Alle atmeten erleichtert auf und lauschten; es nahte Erlösung! Sie hörten den Ankömmling in der Halle ... er zog seine Pelzstiefel, seinen Mantel aus und redete mit dem Mädchen, das ihm dabei behilflich war ... Der Propst erhob sich, um dem Fremden entgegenzugehen, blieb jedoch auf halbem Wege stehen, denn er wollte die beiden Mädchen nicht allein lassen ... Wieder hörten sie des Fremden Stimme in dem Flur, aber etwas näher, so daß sie alle drei aufblicken mußten ... Petra sprang auf ... ihre

Augen schienen die Tür durchbohren zu wollen ... Es wurde geklopft!

„Herein!“ sagte der Propst in großer Aufregung.

Ein hochgewachsener Mann mit hellem Antlitz und einer Brille stand in der Tür. Mit einem lauten Schrei sank Petra auf ihren Platz zurück; es war Ödegaard!

Man hatte ihn zu Weihnachten auf dem Pfarrhof erwartet, was man Petra jedoch nicht gesagt hatte. Aber daß er grade in diesem Augenblick kam, war eine Fügung des Himmels; das fühlten alle. Petra sah und hörte nichts, bis er vor ihr stand und ihre Hand ergriffen hatte. Lange behielt er sie, ohne ein Wort zu sagen; auch sie schwieg ... Sie vermochte nicht einmal aufzustehen. Während sie zu ihm aufschaute, rollten zwei Tränen ihre Wangen herab. Er war sehr blaß, aber ruhig und liebevoll. Sanft zog er endlich seine Hand zurück, durchschritt das Zimmer und trat zu Signe, die in der entferntesten Fensternische zwischen die Blumen ihrer Mutter geschlüpft war.

Petra fühlte das Bedürfnis, allein zu sein und zog sich zurück. Signe hatte im Haushalt zu tun, und so setzten sich der Propst und Ödegaard mit einem Glase Wein in das Studierzimmer. Hier erzählte ihm der Propst in aller Kürze die Ereignisse der letzten Tage. Ödegaard wurde sehr nachdenklich, sagte jedoch kein Wort ... Da wurden sie plötzlich in höchst seltsamer Weise gestört ...

*

An den Fenstern vorüber kamen im Gänsemarsch zwei Frauen und drei Männer. Kaum war der Propst ihrer ansichtig geworden, als er aufsprang und rief: „Da sind sie wieder! ... Nun gilt's, Geduld haben!"

Erst traten die Frauen ein, dann die Männer, langsam, schweigend. Sie stellten sich längs der Wand vor den Büchergestellen dem Sofa gegenüber auf. Der Propst bot ihnen Stühle an und holte die fehlenden aus dem Wohnzimmer. Sie nahmen alle Platz mit Ausnahme eines städtisch gekleideten jungen Mannes, der das Anerbieten ausschlug und, beide Hände in den Hosentaschen und einen etwas herausfordernden Ausdruck zur Schau tragend, am Türpfosten stehenblieb. Nach langem Schweigen, währenddessen der Propst sich die Pfeife gestopft und Ödegaard, der nicht rauchte, die Leute in Augenschein genommen hatte, eröffnete endlich eine blondhaarige blasse Frau von etwa vierzig Jahren die Diskussion. Ihre Stirn war ziemlich niedrig, ihre Augen groß, aber ein wenig unwirsch — sie wußten nicht recht, wo sie einen Halt finden sollten. Sie sagte: „Du hast heute eine wackere Predigt gehalten, Vater; sie paßte so recht zu unsern Gedanken, denn wir haben da auf unsern einsamen Höfen in der letzten Zeit viel von Versuchungen geredet."

Sie seufzte. Ein Mann mit großer breiter Stirn, schmalen, dünnen Lippen und spitzem Kinn folgte ihrem Beispiel.

„Herr, behüte uns auf unsern Wegen! Wende meine Augen ab, auf das sie nicht schauen die Eitelkeit!"

Und Else, die zuerst das Wort ergriffen, seufzte zum zweitenmal und setzte hinzu: „Herr, womit soll eine Jungfrau ihren Pfad rein halten, auf daß ihr Wandel werde nach deinem Wort?"

Das klang freilich etwas seltsam in ihrem Munde, denn sie war weder jung noch Jungfrau.

Ein Mann in mittleren Jahren, der, den Kopf zur Seite geneigt, sich beständig hin- und herwiegte und die Augenlider nie recht aufschlug, sagte wie im Halbschlummer:

„Wer seiner Seele Heil will finden,
Wer sucht sein Teil in Jesu Christ,
Muß die Versuchung überwinden,
Muß kämpfen wider Satans List."

Der Propst kannte seine Leute zu genau, um nicht zu wissen, daß dies nur die Einleitung war. Deshalb nahm er, als ob noch nichts gesagt sei, eine abwartende Haltung an, obwohl wieder eine längere, nur von Seufzern unterbrochene Pause eintrat.

Eine kleine Frau, die noch kleiner erschien, weil sie gebückt saß, und die einen solchen Vorrat von Tüchern um sich gewickelt hatte, daß sie aussah wie ein Warenballen — von dem Gesicht war gar nichts zu sehen — begann nun ungeduldig hin und her zu rücken und ließ schließlich einige „Hm, hm!" hören.

Dadurch wurde die blonde Frau aus ihrem Sinnen aufgerüttelt und sagte: „Bei uns auf den Einhöfen ist es jetzt mit jeder Art von Spiel und Tanz vorbei ... aber ..."

Sie hielt wieder inne, und Lars, der Mann mit der breiten Stirn und den dünnen Lippen, fuhr fort:

„Aber da ist ein Mann, nämlich Hans, der Geiger, der will, daß es noch nicht vorbei sein soll.“

Da auch Lars mit dem ganzen Gedanken nicht heraus wollte, kam ihm der junge Mann am Türpfosten zu Hilfe: „Denn er weiß, daß auch der Propst ein Instrument hat, nach dessen Tönen hier auf dem Pfarrhofe getanzt und gesungen wird.“

„Und mich deucht, es kann für Hans keine größere Sünde sein als für den Propst,“ sagte Lars.

„Ja, so ist es. Das Instrument des Propstes ist für sie eine Versuchung,“ sagte Else vorsichtig, wie um sie zu unterstützen.

Aber der Jüngling an der Tür setzte einen kräftigen Drücker auf: „Es ist ein Ärgernis für die Unmündigen; geschrieben steht: Wer einen von diesen Kleinen ärgert, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehänget und er ersäufet würde in den Tiefen des Meeres.“

Und Lars löste ihn also ab: „Darum ist unser Begehren, daß du dein Instrument wegschickest oder es verbrennst, damit es nicht ein Ärgernis sei ...“

„Für deine Beichtkinder,“ ergänzte der junge Mann.

Der Propst blies, tief aufatmend, gewaltige Dampfwolken in die Luft und sagte endlich mit sichtlichem Bemühen, ruhig zu bleiben —: „Für mich ist dies Instrument keine Versuchung; mir ist es eine Erquickung und Erholung ... Nun wißt ihr aber, daß was den Geist frei macht, uns auch für heilige, schöne Gedanken empfänglicher macht und zugleich fähiger, sie zu begreifen; und daher glaube ich, daß dieses

Instrument mir die Erfüllung meines Berufes erleichtert."

„Und ich weiß, daß es Geistliche gibt, die nach den Worten des Apostels Paulus dennoch entsagen würden, wenn ihre Beichtkinder sie darum bitten," sagte der junge Mann.

„Vielleicht habe ich auch seine Worte früher in diesem Sinne verstanden," versetzte der Propst; „aber jetzt nicht mehr. Man kann allerdings einer Gewohnheit oder Annehmlichkeit entsagen, aber darum hat man noch nicht die Pflicht, mit den Beschränkten und Törichten ein Tor und beschränkter Kopf zu werden. Dann würde ich unrecht handeln, nicht nur gegen mich selbst, sondern auch gegen die, denen ich ein gutes Beispiel geben soll; dadurch aber, daß ich gegen meine Überzeugung handelte, würde ich ihnen wirklich ein schlechtes Beispiel geben."

Eine so lange Auseinandersetzung brachte der Propst selten zustande, wenn er sich nicht grade auf der Kanzel befand. Er fuhr fort: „Ich werde mein Instrument weder verkaufen noch verbrennen, ich werde vielmehr seinen Tönen recht oft lauschen, weil ich oft das Bedürfnis dazu fühle; und ich möchte wünschen, daß auch ihr zuweilen in aller Unschuld euern Geist frei machtet durch Sang und Spiel und Tanz, denn ich halte diese Dinge für gut und richtig."

Der junge Mann wandte den Kopf zur Seite.

„Pfui!" sagte er und spie aus.

Das Gesicht des Propstes wurde feuerrot; tiefes Schweigen trat ein. Da ließ sich der Schaukelnde mit lauter Stimme vernehmen:

„O Herr, mein Gott, wie ist's so schwer,
Wie füllt's mit Angst und Zagen,
Wie schmerzt's bei Arm und Reich so sehr,
Sein Kreuz mit Mut zu tragen!
Der arme Wille fällt so leicht,
Weil unser Fleisch zum Bösen neigt!"

Darauf sagte Lars mit sanfter Stimme: „Du behauptest also, daß Spiel und Sang und Tanz gut und richtig sei — na! ... Dann ist es also recht, den Teufel durch Sinnenkitzel aufzuhetzen — na! ... Das sagt unser Seelenhirt ... So, nun wissen wir es doch! ... Ja und dann sagt er auch, daß alles, was im Müßiggang und in der Sinnlichkeit geschieht, den Geist frei mache und kräftige ... daß das, was in Versuchung führt, richtig ist!"

Jetzt legte sich Ödegaard ins Mittel, denn er sah an dem Gesicht des Propstes, daß die Sache eine böse Wendung nehmen könnte.

„Sagen Sie mir doch mal, mein guter Mann," fragte er, „was kann uns nicht in Versuchung führen?"

Alle sahen den an, von dem diese bestimmten, schneidigen Worte kamen. Die Frage an sich war so unerwartet, daß Lars nicht gleich wußte, was er antworten sollte; und nicht minder verlegen waren die andern. Da ertönte es wie aus der Tiefe eines Brunnens oder eines Kellers: „Die Arbeit!"

Die Stimme kam aus den vielen Tüchern; es war Randi, die zum erstenmal ein Wörtchen beigesteuert hatte. Ein triumphierendes Lächeln fuhr über Lars' schmale Lippen; die blonde Frau sah ihre Genossin gläubig an, und selbst der junge Mann, der an den

Türpfosten gelehnt stand, verlor einen Augenblick den höhnischen Zug um seine Lippen. Ödegaard begriff, daß er in der Gegend der vielen Tücher das betreffende Haupt zu suchen habe, obgleich keins zu sehen war. Er wandte sich also nach der Seite um: „Wie muß denn die Arbeit beschaffen sein, damit sie uns nicht zur Versuchung werden kann?"

Sie wollte hierauf nichts erwidern, aber der junge Mann versetzte statt ihrer: „Der Fluch lautet: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Die Arbeit soll also Schweiß und Mühe machen?"

„Und nichts als Schweiß und Mühe? Darf man beispielsweise keinen Vorteil daraus ziehen?"

Hierauf hatte auch der junge Mann nichts zu antworten; aber der mit den dünnen Lippen fühlte den Beruf, für ihn einzutreten: „Versteht sich, soviel Vorteil als man nur herausschlagen kann!"

„Aber dann muß auch eine Versuchung in der Arbeit liegen, nämlich die Versuchung, einen zu großen Vorteil daraus zu ziehen."

In dieser Not kam Erlösung aus den Tüchern.

„Dann ist es der Vorteil, der die Versuchung in sich birgt, und nicht die Arbeit."

„Nun, was will das heißen, wenn man die Arbeit des Vorteils wegen übertreibt?"

Sie verkroch sich wieder in ihre Tücher; aber Lars war wieder auf dem Posten: „Was bedeutet das: wenn man die Arbeit übertreibt? fragte er.

„Das bedeutet, wenn sie dich zum Tier, zum Sklaven macht."

„Das soll Sklaverei sein!“ sagte der Freund des Schweißes.

„Aber kann Sklavenarbeit uns zu Gott führen?“

„Arbeit ist Gottesdienst!“ rief Lars.

„Wagst du das von jeder Arbeit zu sagen?“

Lars schwieg.

„Nein, seid aufrichtig und gebt zu, daß man um des Vorteils willen die Arbeit übertreiben kann, als ob wir nur für sie lebten. Also liegt auch in der Arbeit eine Versuchung.“

„Ja, Versuchung liegt in allem, Kinder. Versuchung liegt in allem!“ ließ sich nun auch der Propst vernehmen, indem er aufstand und, als sei der Disput beendet, seine Pfeife ausklopfte.

Aus den vielen Tüchern entrang sich ein Seufzer, doch erfolgte keine Antwort.

„Hört,“ begann Ödegaard abermals, und der Propst stopfte sich eine neue Pfeife, „wenn nun die Arbeit Vorteil bringt, das heißt Früchte trägt, dürfen wir dann diese Früchte genießen? Und wenn er zum Reichtum anwächst, dürfen wir dann diesen Reichtum genießen?“

Diese Auseinandersetzung brachte große Unsicherheit unter die Leute; einer sah den andern an.

„Ich will euch antworteten, während ihr über die Sache nachdenkt,“ sagte Ödegaard. „Gott muß uns die Möglichkeit gelassen haben, den Fluch in Segen zu verwandeln, denn er selbst leitete die Patriarchen, leitete sein ganzes auserwähltes Volk zum Genuß des Reichtums an.“

„Die Apostel sollten ja nichts besitzen," warf der junge Mann siegesgewiß ein.

„Das ist wahr, denn der Herr wollte sie unabhängig von jeder menschlichen Willkür, über alle menschlichen Verhältnisse gestellt wissen, — sie waren berufen!"

„Wir alle sind berufen!"

„Aber nicht in demselben Sinne, — bist du zum Beispiel zum Apostel berufen?"

Das Gesicht des jungen Mannes wurde leichenblaß, seine Augen wurden finster unter der überragenden Stirn; er mußte Grund haben, sich diese Frage besonders zu Herzen zu nehmen.

„Aber der Reiche soll auch arbeiten," meinte Lars, „denn die Arbeit ist jedem Menschen anbefohlen."

„Gewiß soll er das, obgleich seine Wege und seine Pflichten von denen der Armen verschieden sind. Jeder hat seine besondern Pflichten. Aber sage mir, soll der Mensch ununterbrochen arbeiten?"

„Er soll auch beten!" fiel die blonde Frau ein, indem sie ihre Hände faltete, als erinnere sie sich plötzlich, daß sie es schon zu lange versäumt hatte.

„Also jedesmal, wenn der Mensch nicht arbeitet, soll er beten? ... Kann der Mensch das? ... Was für Gebete, was für Arbeiten würden denn da herauskommen? ... Soll er nicht auch ruhen?"

„Wir sollen erst ruhen, wenn wir nicht mehr arbeiten können, denn dann werden wir nicht von bösen Gedanken versucht, dann werden wir nicht in Versuchung geführt!" wiederholte Else.

Und der Psalmist fiel ein:

„Ihr müden Glieder suchet Ruh,
Im Namen Jesu legt euch nieder;
Sanft schließt euch, matte Augenlider,
Des Grabes Frieden deck' euch zu.
Die Stunde kommt, es kommt der Tag,
Wo man die Ruh euch gönnen mag . . ."

„Sei still, Erich, und höre zu," sagte der Propst.

Aber Ödegaard zog nun die Schlinge zusammen.

„Ihr seht also, daß die Arbeit Früchte trägt und Ruhe notwendig ist. Was nun aber Gesang, Musik und ähnliche gesellige Vergnügungen angeht, so meine ich, daß sie süße Früchte der Arbeit sind, und daß sie zugleich dem Geiste stärkende Ruhe bieten."

Es entstand Unruhe im Lager. Erwartungsvoll blickten alle auf Randi, denn jetzt war es Zeit, mit den Kerntruppen ins Feuer zu rücken. Sie rückte denn auch hin und her, hin und her, und endlich kam es langsam und leise: „Ruhe findet man nicht bei weltlichen Liedern oder bei Musik und Tanz, denn solche Dinge erhitzen das Fleisch zu sündhafter Begier. Und das kann doch wohl keine Frucht der Arbeit sein, was uns verweichlicht und die Arbeit nutzlos macht."

„Ach, es liegt große Versuchung in solchen Dingen," sagte die blonde Frau mit einem Seufzer.

Erich bekräftigte das mit einem Gesangbuchverse:

„Die Tugend sinkt, das Laster schreitet
Mit hocherhobnem Haupt einher;
In Schein der Tugend gar gekleidet
Ist's furchtbar wie ein Kriegesheer:
Die Schlange, die durch Blumen schleicht,
Erreicht ihr sichres Opfer leicht."

„Verhalt' dich ruhig, Erich!" sagte der Propst. „Du faselst ja nur."

„Ach ja, das mag richtig sein," versetzte Erich und begann von neuem:

„Will Jemand dir zum Bösen raten
Mit glattem Wort und nennt dich Freund —
Oh folg' ihm nicht auf seinen Pfaden,
Erblick' in ihm den ärgsten Feind ...."

„Nein, nun erbitte ich mir aber Ruhe, Erich! ... Verse sind schöne Sachen, aber alles zur rechten Zeit und am rechten Orte."

„Ja ja, Vater, da hast du recht — alles zur rechten Zeit und am rechten Ort:

Oh unabläßig, brünstig bringe
Dein Fleh'n vor des Allmächt'gen Ohr;
Dein Herzschlag sei Gebet und bringe
Wie Glockenruf zu ihm empor!"

„Nein, mein Lieber, dann würde ja selbst das Gebet in Versuchung führen. Du mußt katholisch werden und ins Kloster gehen ..."

„Da sei Gott vor!" rief Erich, machte seine Augen weit auf, schloß sie jedoch sofort wieder und summte:

„Wie Staub und Asche gegen echtes Gold
Ist so ein Katholik — —"

„Nun aber höre, Erich, wenn du nicht schweigen kannst, so setze ich dich mit dem Rest deiner Verse vor die Tür, da magst du dann dein Sprüchel aufsagen ... Wo sind wir doch stehengeblieben?"

Ödegaard war mit großer Heiterkeit den Vorträgen Erichs gefolgt und erinnerte sich dessen nicht

mehr. Da ertönte es friedlich aus den vielen Tüchern: „Ich sagte, es könne keine Ruhe oder Frucht der Arbeit sein, was ..."

„Nun erinnere ich mich ‚was Versuchung in sich trage'; und da kam Erich und lieferte den Beweis, daß auch im Gebet eine Versuchung liegen könne ... Treten wir der Sache näher. Habt ihr niemals bemerkt, daß fröhliche Leute besser arbeiten als schwermütige? Woher kommt das?"

Lars merkte, wo das hinzielte, und sagte: „Es ist der Glaube, der fröhlich macht."

„Allerdings — der freudige Glaube. Aber hast du nie bemerkt, daß es einen Glauben gibt, der so finster macht, daß die ganze Welt uns wie ein Zuchthaus erscheint?"

Die blonde Frau stieß Seufzer auf Seufzer aus, so daß auch die vielen Tücher wieder in Bewegung kamen. Lars sah sie scharf an, aber sie schwieg. Ödegaard fuhr fort: „Ein ewiges Einerlei, mag's Arbeit, Gebet oder Spiel sein, macht dumm und finster. Du kannst solange deine Erde aufwühlen, bis du zum Tier wirst, beten, bis du ein maschinenmäßiger Plapperer bist, spielen, bis du schlaff geworden wie eine gliederlose Puppe. Alles das müssen wir zu vereinigen suchen! Abwechslung stärkt Sinn und Gedanken; dann wird deine Arbeit gedeihen, dein Glaube hell, freudig werden."

„Wir sollen also lustig sein!" sagte der junge Mensch und lachte.

„Allerdings, denn erst dann wirst du ordentlich mit deinen Nebenmenschen zusammenleben können; nur

wenn du heitern Sinnes bist, wirst du das Gute an andern bemerken und lieben lernen. Und nur dadurch, daß du deinen Nächsten liebst, lernst du Gott lieben."

Da nicht sogleich Widerspruch erfolgte, versuchte Ödegaard zum zweitenmal die Disputation zum Abschluß zu bringen, indem er sagte: „Das was frei macht, was uns erhebt und erheitert, muß seinen Segen in sich selbst tragen, und das ist bei Gesang, Spiel und Tanz der Fall."

Der Propst erhob sich — er hatte wieder eine Pfeife auszuklopfen.

Während des Schweigens, das nun eintrat, und das durch keine frommen Seufzer unterbrochen wurde, sah man die vielen Tücher arbeiten, und endlich ertönte es sehr sanftmütig: „Es steht geschrieben: Was du auch tust, tue es zur Ehre Gottes... Gereichen aber so weltliche Dinge wie Gesang, Musik und Tanz zur Ehre Gottes?"

„Direkt nicht... Aber ließe sich diese Frage nicht auch auf Essen, Trinken, Schlafen, Ankleiden usw. anwenden? Und doch müssen wir solches tun. Der Sinn kann also nur sein: Du sollst nichts tun, was Sünde ist."

„Ja, aber ist denn das keine Sünde?"

Zum erstenmal wurde Ödegaard etwas ungeduldig; er begnügte sich daher mit der kurzen Antwort: „Wir sehen in der Bibel, daß sowohl Gesang wie Tanz und Musik erlaubt waren."

„Ja, zur Ehre Gottes."

„Nun gut — zur Ehre Gottes. Aber der Grund, warum die Juden immer und bei allen Dingen den Namen Gottes gebrauchten, lag darin, daß sie, gleich Kindern, den Unterschied der Dinge noch nicht begriffen hatten. Für Kinder ist jeder fremde Mann ‚der Mann'. Auf des Kindes Frage: Woher kommt dies, woher kommt das? antworten wir stets: Von Gott, ohne das Mittelglied zu nennen. Aber reden wir als Erwachsene zu Erwachsenen, so nennen wir zugleich das Mittelglied und nicht bloß den eigentlichen Geber, Gott. So kann zum Beispiel ein schöner Gesang von Gott handeln oder zu ihm hinführen, ohne daß Gottes Name darin erwähnt wird; denn viele Wege führen zu ihm, wenn sie auch nicht alle in einer Richtung laufen. Auch unser Tanz, wenn er wirklich ein Tanz der Gesunden und Unschuldigen ist, preist, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt den, der uns die Gesundheit gab und das Kind in uns liebt."

„Merkt euch das! Merkt euch das!" sagte der Propst; er fühlte, daß auch er diese Dinge lange mißverstanden und sie daher auch andern falsch ausgelegt hatte.

Lars hatte lange grübelnd dagesessen. Jetzt war er mit sich im klaren. Das geistige Samenkorn hatte sich von der hohen Stirn auf den kurzen sauertöpfischen Teil des untern Gesichts herabgesenkt, wo es jetzt zermalmt und gemahlen wieder herausfiel: „Sind denn auch all die Märchen, Erzählungen, Historien und Komödien, womit die Leute heutzutage die Bücher vollschreiben, — ist denn all dieses Zeug ebenfalls

erlaubt? Stehet nicht geschrieben: Jedes Wort, das aus deinem Munde kommt, soll wahr sein?"

„Es freut mich, daß du diese Frage aufs Tapet gebracht hast ... Siehst du, mit dem Gedanken verhält es sich grade wie mit dem Hause, das du bewohnst. Wäre es so enge, daß du kaum deinen Kopf darin bewegen, deine Beine darin ausstrecken könntest, so würdest du es erweitern müssen. Nun aber erweitert und erhebt die Poesie unsre Gedanken! Sollte also das Maß von Gedanken, das über den allernotdürftigsten Hausbedarf hinausgeht, Lüge sein, so würden bald auch die allernotwendigsten Gedanken zur Lüge werden. Sie würden dich so in dein irdisches Haus festklemmen, daß du das höhere Leben, nach dem doch dein Streben geht, niemals erreichen würdest."

„Aber Poesie, Dichtung ist ja etwas, das nie existiert hat, und also ist es wohl eine Lüge?" fragte Randi etwas zaudernd.

„Oft enthalten Dichtungen für uns größere Wahrheit als das, was wir sehen," antwortete Ödegaard.

Hier sahen ihn alle ungläubig an, und der junge Mann warf ein: „Ich habe bisher nie gewußt, daß die Geschichte vom Aschenbrödel mehr Wahrheit enthält als das, was ich mit meinen Augen sehe!"

Alle lachten sich ins Fäustchen.

„So sage mir doch, begreifst du denn stets den vollen Zusammenhang dessen, was du mit deinen Augen siehst?"

„Dazu bin ich nicht gelehrt genug."

„Oh, die Gelehrten begreifen das noch weniger!

Ich meine nämlich solche Dinge des täglichen Lebens, die uns Gram und Schmerz bereiten, und über die wir, wie man zu sagen pflegt, ‚grübeln bis wir schwarz werden‘. Verhält sich das nicht so?“ Der junge Mann antwortete nicht, aber aus den vielen Tüchern erklang es in ernstem Tone: „Ja, sehr oft.“

„Aber wenn du nun eine erdichtete Geschichte hörtest, die deiner eignen in der Weise gliche, daß sie dir, wenn du sie hörst, deine Lebensgeschichte begreiflich machte, würdest du von einer solchen Geschichte, die dein Leben klärte, die dir den Trost und die Aufmunterung gewährte, die in dem richtigen Verständnis liegt, nicht sagen, daß diese Geschichte größere Wahrheit für dich enthält als deine eigne wirkliche?“

Die blonde Frau sagte: „Ich habe einmal eine Geschichte gelesen, die mir soweit über einen großen Kummer hinweghalf, daß das, was mir kaum erträglich gewesen, sich fast in Freude und Behagen für mich verwandelte.“

Die in den vielen Tüchern räusperte sich und setzte dann ängstlich hinzu: „Ja, das ist freilich wahr.“

Aber der junge Mann wollte das nicht zugeben und fragte: „Kann die Geschichte vom Aschenbrödel irgendeinem Menschen zum Troste gereichen?“

„Allerdings; es kommt nur darauf an, wer es ist. Das Ergötzliche hat auch sein Recht und übt eine große Macht, und dieses Märchen zeigt in ergötzlicher Weise, daß der, von dem die Welt gering denkt, oft sehr hoch steigt, daß dem, der selbst gutes Muts ist, alles beisteht, und daß der Mann, der ernstlich arbeitet und Ausdauer besitzt, in der Welt fortkommt.

Bist du nicht der Ansicht, daß es für manche Kinder, ja auch für manche Erwachsene gut ist, hieran erinnert zu werden?"

„Aber an Feen und Hexen und Kobolde glauben — ist das kein Aberglauben?"

„Wer hat dir gesagt, du müßtest daran glauben? Das ist Bildersprache."

„Aber es ist uns verboten, Zeichen und Bilder zu gebrauchen, denn aller Schein ist Teufelswerk."

„So! — Wo steht das?"

„In der Bibel."

Hier fiel der Propst ein: „Nein, das ist ein Mißverständnis; die Bibel gebraucht selbst Bilder."

Alle sahen ihn erstaunt an.

„Auf jeder Seite bedient sie sich der Bilder; das ist eine scharf hervortretende Eigentümlichkeit aller morgenländischen Völker. Wir selbst gebrauchen Bilder, in der Kirche wie in der Sprache. Wir schnitzen Bilder aus Holz, meißeln sie aus Stein, malen sie auf Leinwand; ja selbst Gott vermögen wir uns nur mit Hilfe des Bildes vorzustellen. Christus selbst gebraucht Bilder. Und hat nicht auch Gott der Herr mancherlei Gestalt angenommen, wenn er sich den Propheten offenbarte? Kam er nicht in der Gestalt eines Wanderers zu Abraham in Mamre und speiste an seinem Tische? Wenn aber die Gottheit sich herabläßt, mancherlei Gestalt anzunehmen und Bilder zu gebrauchen, so ist das, dünkt mich, auch dem Menschen gestattet."

Man konnte nicht umhin das einzuräumen. Odegaard erhob sich, klopfte dem Propst leicht auf die

Schulter und sagte: „Ich danke Ihnen! Sie haben mir da aus der Bibel in der überzeugendsten Weise die Zulässigkeit des Theaters bewiesen!“

Der Propst wich erschreckt zurück; der Rauch, den er grade im Munde hatte, entquoll langsam von selbst.

Ödegaard trat dann zu der Frau, die sich in die vielen Tücher gewickelt hatte, und beugte sich zu ihr herab, um eine Spur ihres Gesichts zu entdecken, aber es war vergebens.

„Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen, das du wissen möchtest?“ fragte er. „Denn wie mir scheint, hast du über das eine und andere ernstlich nachgedacht.“

„Möchte Gott Nachsicht mit mir haben; ich fürchte, daß ich noch nicht immer in der rechten Weise nachdenke.“

„Ja, in der ersten Zeit der Wiedergeburt ist man so von ihren Wundern erfüllt, daß uns alles andere unnütz und ungerecht erscheint. Man gleicht der jungen Braut, man sehnt sich nur immer nach dem Geliebten.“

„Ja, aber die ersten Christen, die müssen wir uns doch zum Vorbilde nehmen!“

„Keineswegs. Die harte Lage, in der sie sich unter den Heiden befanden, ist nicht mehr die unsre. Wir haben andre Aufgaben, wir müssen das Christentum ins Leben einführen, wie es jetzt ist.“

„Aber im Alten Testamente gibt es viele Stellen, die mit dem, was du da sagst, im Widerspruche stehen!“ sagte der junge Mann; er sprach zum erstenmal ohne Bitterkeit.

„Mag sein; aber jene Worte sind nun tot, sie sind ‚abgeschafft‘, wie Paulus sagt: ‚Wir sind die Diener des neuen Bundes, nicht die des Buchstabens, sondern die des Geistes.‘ Und weiter: ‚Wo der Geist des Herrn weilt, da ist die Freiheit.‘ Und: ‚Alles ist mir gestattet‘, sagt Paulus ferner, aber er fügt hinzu, ‚nicht alles ist nützlich‘ ... Nun sind wir so glücklich, das Leben eines Mannes vor uns zu haben, das uns zeigt, was Paulus gemeint hat. Das ist das Leben Luthers. Ihr seid doch der Ansicht, daß Luther ein echter, erleuchteter Christ gewesen?“

Der Ansicht waren sie allerdings.

„Nun, Luthers Glaube war heiter; es war der des Neuen Testaments! Von dem finstern Glauben meinte er, hinter ihm lauere der Teufel. Von der Furcht der Versuchungen sagte er, daß wer am wenigsten fürchte, auch am wenigsten versucht werde. Er benutzte alle Fähigkeiten, die Gott ihm verliehen hatte, auch die Fähigkeiten zur Freude; er erfaßte das Leben in seiner Gesamtheit. Wollt ihr einige Beispiele? Der fromme Melanchthon schrieb einmal so eifrig an einer Verteidigung der reinen Lehre, daß er sich kaum Zeit zum Essen ließ. Da nahm ihm Luther die Feder aus der Hand. ‚Man dient Gott nicht bloß durch die Arbeit‘, sagte er, ‚sondern auch durch Ruhe und Erholung; darum hat er das dritte Gebot gegeben und den Sabbat eingesetzt.‘ Luther gebrauchte in seiner Sprache Bilder und Gleichnisse, ernste wie scherzhafte, je nach der Natur des Gegenstandes, und er war voll von guten, manchmal schalkhaften Einfällen. Auch übersetzte er alte schöne Volksmärchen in seine

Muttersprache und sagte darüber in der Vorrede, daß er nächst der Bibel kaum bessere Ermahnungen kenne als diese. Er spielte die Laute, wie euch vielleicht bekannt ist, und pflegte mit seinen Kindern und Freunden zu singen, nicht nur geistliche, sondern auch alte muntere Volkslieder. Er war ein Freund gesellschaftlicher Spiele, spielte Schach und ließ die Jugend in seinem Hause tanzen; er verlangte nur, daß es in Zucht und Ehren geschehe. Dieses hat ein alter treuherziger Schüler von Luther, der Prediger Johann Mathesius, aufgezeichnet und seinen Pfarrkindern von der Kanzel verkündet; er bat, sie möchten sich das zur Richtschnur nehmen. Tun wir dasselbe!"

Der Propst stand auf.

„Liebe Freunde, lassen wir es für heute genug sein."

Alle erhoben sich.

„Es ist manches Wort der Erbauung gesprochen worden, möchte nun der Herr die Aussaat segnen! ... Liebe Freunde, ihr wohnt an abgelegenen Orten, hoch oben auf den Höhen, wo das Korn öfter vom Froste als von der Sichel fällt. Solche öde Hochlandsmarken sollte man wieder den Märchen und dem grasenden Vieh überlassen. Das geistige Leben gedeiht da nur spärlich, es wird finster und verkümmert wie die Gräser dort oben. Die Vorurteile breiten ihren Schatten über das Leben wie über die Berge verfinsternd, trennend. Der Herr wolle euch erleuchten! ... Ich danke euch, meine Freunde, für den heutigen Besuch! Dieser Tag brachte auch mir größere Klarheit!"

Er gab jedem die Hand, und selbst der junge

Mann hielt ihm die seine freundlich hin, jedoch ohne aufzublicken.

„Ihr geht nun ins Gebirge — wann kommt ihr zu Hause an?" fragte der Propst, als sie gehen wollten.

„Oh, im Laufe der Nacht," versetzte Lars. „Es hat sich jetzt viel Schnee angesammelt, und wo ihn der Wind fortgefegt hat, geht's über Eisflächen."

„In der Tat, meine Freunde, es verdient alles Lob, daß ihr unter solchen Umständen die Kirche besucht ... Daß ihr unterwegs nur nicht zu Schaden kommt!"

Erich sagte ruhig:

„Steht Gottes Hilfe mir zur Seite,
So ist mein Heil in sichrer Hand;
Mein ist der Sieg in jedem Streite,
Mein ist das ew'ge Vaterland."

„Das ist wahr, Erich; diesmal hast du's getroffen!"

„Wartet noch einen Augenblick," sagte Ödegaard, als sie sich zum Gehen wandten; „wartet mal. Es ist nicht zu verwundern, daß ihr mich nicht kennt ... aber ich glaube, ich habe noch Verwandte auf den Einhöfen."

Alle wandten sich nach ihm um, sogar der Propst, der das früher zwar gewußt, aber wieder ganz vergessen hatte.

„Mein Name ist Hans Ödegaard, und ich bin ein Sohn des Propstes Knud Hansen Ödegaard, der vor vielen Jahren mit dem Ranzen auf dem Rücken aus eurer Gegend ausgewandert ist."

Da ertönte es aus den vielen Tüchern: „Mein Gott, das ist ja mein Bruder!"

Sie hatten sich alle um ihn gestellt, aber niemand war imstande ein Wort zu sagen. Endlich fragte Ödegaard: „So bin ich also bei dir gewesen, da ich einmal als kleiner Junge meinen Vater in diese Gegend begleitete?"

„Ja, bei mir warst du," gab die Angeredete zur Antwort.

„Und auch bei mir bist du dazumal gewesen," sagte Lars. „Dein Vater ist meiner Schwester Kind."

Aber Randi sagte mit Wehmut: „Also du bist das Hänschen ... ja, wie die Zeit vergeht!"

„Wie geht's der Else?" fragte Ödegaard.

„Das da ist Else," sagte Randi und deutete auf die blonde Frau.

„Bist du Else!" rief Ödegaard. „Du littest damals an Liebesgram ... Du wolltest den Spielmann haben; hast du ihn bekommen?"

Niemand antwortete. Trotz der hereinbrechenden Dämmerung sah er doch, daß Else feuerrot wurde, während die Männer die Augen zu Boden senkten, mit Ausnahme des trotzigen Jünglings, der Else fest anblickte. Ödegaard begriff, daß er eine empfindliche Saite berührt hatte. Der Propst kam ihm zu Hilfe.

„Nein, Hans, der Spielmann ist unverheiratet geblieben. Else hat einen Sohn von Lars geheiratet; aber nun ist sie wieder frei; sie ist Witwe."

Else wurde wieder flammendrot. Der junge Mann sah es und lächelte spöttisch. Aber Randi sagte: „Ja,

du bist wohl viel gereist, nicht wahr? ... Und wie ich höre, bist du sehr gelehrt geworden."

„Ja, bis jetzt habe ich studiert und bin in der Welt herumgereist. Aber nun will ich zu Hause bleiben und mich nützlich machen."

„Ach ja, so geht es: Die einen reisen in die Welt hinaus und kommen erleuchtet und gelehrt zurück, und andere bleiben zu Hause sitzen."

Lars setzte hinzu: „Der heimatliche Boden ist oft schwer zu bestellen, und haben wir einem Manne so weit fortgeholfen, daß er uns wieder helfen könnte, so wendet er uns den Rücken."

„Der Beruf ist verschieden; jeder muß dem seinen folgen," sagte der Propst.

„Wenn Gott will, wird die Arbeit meines Vaters auch euch noch einmal zugute kommen," sagte Ödegaard.

„Ach ja, das mag sie wohl," versetzte Randi sanftmütig. „Aber das Warten fällt oft schwer, es dauert so lange."

Und so gingen sie.

Der Propst stellte sich an das eine Fenster, Ödegaard an das andre, um ihnen nachzuschauen, denn jetzt gings über das Gebirge; der junge Mann bildete die Nachhut.

Ödegaard erfuhr, daß er aus der Stadt war, wo er bald dies, bald jenes angefangen hatte, aber stets mit seinen Nachbarn in Streit geraten war. Er wähnte sich zu etwas Großem berufen, vermutlich zu einem Apostel, war aber seltsamerweise auf den Einhöfen sitzengeblieben — einige meinten, aus Liebe zu

Else. Er war ein Feuerkopf, der schon manche Täuschungen erlebt hatte, dessen aber noch viele harrten.

Sie waren jetzt wieder auf dem Felsen sichtbar geworden, das Dach des Viehhauses entzog sie den Blicken nicht mehr. Sie mußten sich mühsam emporarbeiten; bald hinter Bäumen verschwindend, bald wieder zum Vorschein kommend, stiegen sie höher und immer höher. Kein Pfad führte durch den tiefen Schnee; die Bäume waren ihre Wegweiser, und höher hinauf deuteten seitwärts, aus weiter Ferne, nur die Gletscher ihnen die Richtung der Heimat an.

Da ertönte plötzlich aus der Wohnstube ein melodisches Vorspiel und dann das Lied:

Vom wonnigen Frühling singet mein Lied,
Obgleich uns der Winter noch schrecket;
Vom sonnigen Frühling klinget mein Lied,
Der Sehnsucht auf Sehnsucht erwecket.
Du Lied und du Frühling, o schließt einen Bund
Und locket die glühenden Pfeile
Der Sonne, zu lösen den eisigen Grund,
Daß Winter nicht länger verweile.
Dann stürzen die tauenden Bächlein hervor,
Dann schreckt ihn der singenden Vöglein Chor,
Dann jaget ihn fort aus der glanzvollen Luft
Der Blümelein süßer, würziger Duft. —
Dir sing' ich, du herrlicher Frühling!

Elftes Kapitel

Seit jenem Tage war der Propst sehr wenig mit den übrigen Bewohnern des Hauses zusammen, teils weil das Weihnachtsfest seine Zeit in Anspruch nahm, teils weil er nicht mit sich darüber ins klare kommen

konnte, ob die dramatische Kunst dem Christen erlaubt sei oder nicht. Schon bei dem bloßen Anblick Petras versank er in tiefes Sinnen.

Während der Propst in seinem Studierzimmer mit seinen Predigten beschäftigt oder in ein Buch über christliche Ethik vertieft war, saß Ödegaard bei den Damen, die er nicht müde wurde, miteinander zu vergleichen. Petra sprühete, funkelte beständig, sie war nie dieselbe; wer ihr folgen wollte, wurde in steter Spannung gehalten, etwa wie beim Lesen eines interessanten Buches. Signe dagegen machte einen beruhigenden Eindruck durch ihre gleichmäßige Innigkeit; ihre Bewegungen waren niemals unerwartet, denn sie waren der getreue Spiegel ihres Geistes. Petras Stimme hatte alle Grade der Stärke, alle Klangfarben; sie war zugleich scharf und weich. Signes Stimme besaß einen eigentümlichen Wohllaut, aber sie wechselte nicht — nur ihr Vater verstand meisterhaft deren leiseste Modulationen zu unterscheiden. Petras Gedanken waren immer nur bei einem Gegenstande; mit mehreren zugleich konnte sie sich nur beobachtend befassen. Signe hatte Interesse für alle und alles, sie widmete sich ihrer Umgebung, ohne daß man es merkte. Redete Ödegaard mit Petra von Signe, so war es ihm, als hörte er einen hoffnungslosen Liebhaber klagen, sprach er aber mit Signe über Petra, so war sie wortkarg.

Unter sich sprachen die Mädchen oft miteinander und ohne jeden Zwang; aber nur von gleichgültigen Dingen.

Ödegaard schuldete Signe sehr viel; denn er ver-

dankte ihr, was er „seinen neuen Menschen“ zu nennen pflegte. Der erste Brief, den er von Signe in seinem großen Schmerze erhielt, wirkte auf ihn, wie wenn eine sanfte Hand sich auf eine fiebernde Stirn legt. Mit welch zarter Schonung erzählte sie, wie Petra, mißverstanden und mißhandelt, in ihr Haus gekommen. Und ihre feinfühlige Deutung, Petras Kommen müsse eine Fügung Gottes sein „damit nichts zerrissen würde“, klang ihm wie fernes Rufen in einem Walde, wenn man an einem Kreuzwege steht und sich zweifelnd fragt, welcher Weg der rechte sei.

Wohin er auch reiste, stets folgten ihm Signes Briefe; sie waren der Faden, der ihn leitete. Jede ihrer Zeilen hatte den Zweck, Petra direkt in seine Arme zu führen; aber sie erreichte grade das Gegenteil, denn eben durch diese Briefe offenbarte sich ihm Petras Künstlernatur. Den Mittelpunkt ihrer Begabung, den er selbst vergebens gesucht, hatte Signe beständig, wenn auch unbewußt, vor Augen; und sobald ihm das klar geworden, sah er auch ihren und seinen eignen Irrtum ein, und das machte einen neuen Menschen aus ihm.

Er vermied sorgfältig, Signe auch nur anzudeuten, worüber ihre Briefe ihm die Augen geöffnet hatten. Das erste Wort mußte von Petra selbst kommen, nicht aus ihrer Umgebung, damit nichts übereilt wurde. Von dem Augenblick an, wo ihm diese Erkenntnis geworden, erblickte er Petra in einem neuen Lichte. Es lag klar auf der Hand: Diese ewig sich jagenden Augenblicke — jeder einzelne voll gefühlt und doch jeder dem andern gründlich widersprechend,

— das mußte das Dämmern der Künstlernatur sein. Was jetzt noch zu tun übrig blieb, war: alle die verschiedenartigen Fähigkeiten und Kräfte zu konzentrieren und harmonisch abzurunden, sonst wurde alles Stückwerk und das Leben selbst bloße Kunst. Also nicht zu früh auf die Bahn der Kunst! Und darum mußte solange wie möglich geschwiegen und ihr sogar bis zu einem gewissen Grade Widerstand entgegengesetzt werden.

So mit Petra beschäftigt, bemerkte er selbst nicht, daß sie wieder die beständige Aufgabe seiner Seele geworden war, aber eine Aufgabe für fremde Ziele. Sorgfältig suchte er Kunst und Künstler kennenzulernen, besonders die dramatischen Künstler. Er sah vieles, das einen Christen erschrecken mußte, sah die ungeheuern Mißbräuche. Aber fanden sich solche nicht überall? Sah er nicht auch in der Kirche Mißbräuche? Und wenn es auch unwürdige Priester gibt, so bleibt doch der Beruf ewig groß. Wenn der Dienst der Wahrheit in der Poesie zu leben- und kraftvoller Geltung gelangte, warum sollte nicht auch die Bühne das Licht verbreiten helfen? ...

Nach und nach war er seiner Sache sicher geworden. Mit großer Freude ersah er aus Signes Briefen, daß Petra sich rasch ausbildete, und daß Signe ganz dazu geschaffen war, ihr zu helfen und sie zu leiten. Und nun war er heimgekehrt, um dieser Fylgia*) zu danken, die selbst nicht wußte, was sie ihm geworden war. Aber er war auch gekommen,

*) Name des Schutzgeistes in der skandinavischen Mythologie.

um Petra wiederzusehen. Wie weit hatte sie sich ihrem Ziele bereits genähert? Das Wort war ausgesprochen, er konnte also offen mit ihr über ihre Pläne reden. Das war beiden willkommen, denn nun brauchten sie die Vergangenheit nicht zu berühren.

Übrigens sollten sie bald von Gästen aus der Stadt — geladenen und ungeladenen — gestört werden. Die Dinge hatten bereits ein Stadium erreicht, daß ein einziger glücklicher Zufall die Luft klären konnte, und diesen Zufall brachten die Gäste mit. Es wurde nämlich ihnen zu Ehren ein großes Festessen veranstaltet. Gleich nach Tisch vereinigten sich die Herren im Studierzimmer. Das Gespräch kam auf die dramatische Kunst, da ein Stiftskaplan eine Abhandlung über christliche Ethik auf des Propstes Tisch aufgeschlagen gefunden und seine Augen das entsetzliche Wort „Schauspiel" erblickt hatten. Es entspann sich ein sehr hitziges Wortgefecht, währenddessen der Propst, der bei einem Kranken gewesen war, ins Zimmer trat. Er war in ernster Stimmung. Obgleich er noch nicht zu Mittag gegessen hatte, wollte er doch nichts genießen; auch an dem Gespräch beteiligte er sich nicht. Aber er stopfte seine Pfeife und hörte zu. Kaum hatte Ödegaard bemerkt, daß der Propst ruhig dasaß und der Debatte aufmerksam folgte, so beteiligte er sich daran. Aber er bemühte sich lange vergebens, einigen Zusammenhang hineinzubringen, denn der Kaplan hatte die Gewohnheit, jedesmal wenn die Beweiskette durch ein neues Glied vervollständigt werden sollte, auszurufen: „Das

Faktum leugne ich" — „das Faktum verleugne ich," wollte er nicht grade sagen.

Und so mußte das, was zum Beweise dienen sollte, erst selbst bewiesen werden, die Disputation ging also den Krebsgang. Vom Theater war man bereits auf die Schiffahrt gekommen, und nun wollte man, um etwas über die Schiffahrt beweisen zu können, just auf die Landwirtschaft übergehen.

Nein, so ging es nicht! Ödegaard ernannte sich daher selbst zum Präsidenten der Versammlung. Außer ihm waren noch mehrere Geistliche anwesend, sowie ein Kapitän, ein kleiner schwarzhaariger Herr mit einem sehr stattlichen Bauche, getragen von ein paar sehr kurzen Beinen, die sich unter ihm bewegten wie zwei Trommelstöcke.

Ödegaard erteilte dem Stiftskaplan das Wort, damit er im Zusammenhange alles das vortrage, was er gegen das Theater einzuwenden habe.

Der Kaplan begann:

„Sogar tugendhafte Heiden mißbilligten die dramatische Kunst. Platon zum Beispiel war der Meinung, das Theater führe zur Sittenverderbnis, und Aristoteles pflichtet ihm hierin bei. Sokrates hat allerdings von Zeit zu Zeit dramatische Aufführungen mit seiner Gegenwart beehrt. Aber sollte jemand daraus schließen wollen, Sokrates hätte das Schauspiel gebilligt, so leugne ich das ganz positiv! Ja, ich nehme keinen Anstand, das grade Gegenteil zu behaupten. Denn man muß gar manches sehen, was man nicht billigt. Die ersten Christen wurden ausdrücklich vor

dem Theater gewarnt — Beweis: Tertullian! Seit dem Wiederaufleben des Schauspiels, es fällt das in die neuere Zeit, haben ernste Christen dawider geredet und geschrieben. Ich will nur einen Spener, einen Franke, einen christlichen Ethiker wie Schwarz, einen Mann wie Schleiermacher nennen!"

„Hört, hört!" rief der Kapitän, denn dieser Name war ihm nicht ganz unbekannt.

„Die beiden letzteren räumen allerdings die Zulässigkeit der dramatischen Poesie ein; Schleiermacher meint sogar, daß ein gutes Drama in Privatkreisen und von Liebhabern aufgeführt werden könne, aber er verdammt den Schauspielerstand. Die dramatische Kunst als Beruf hat für den Christen so mannigfache Versuchungen, daß er sie fliehen muß. Ist denn das Schauspiel nicht auch eine Versuchung für die Zuschauer? Wenn man von erdichteten Leiden gerührt ist, von erdichteten Tugendmustern sich gehoben fühlt — das verlockt zu dem Glauben, man sei selbst, was man dargestellt sieht; bei der Lektüre kann man sich einer solchen Illusion leichter erwehren. Das schwächt die Willenskraft, lähmt die Selbsttätigkeit, erniedrigt den Geist und erweckt in uns das Verlangen, eitle, seltsame, phantastische Dinge sehen und hören zu wollen. Habe ich nicht recht? Was sind es denn für Leute, die am häufigsten zum Theater gehen? Müßiggänger, die sich amüsieren wollen, Lebemänner, die Aufregung suchen, eitle und frivole Menschen, die gesehen sein wollen, Phantasten, die aus dem wirklichen Leben flüchten, weil sie nicht den Mut haben, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Sünde hinter den

Kulissen, Sünde vor den Kulissen! Ich habe noch nie einen ernsten Christen anders reden hören."

„Da wird mir angst und bange vor mir selbst!" rief der Kapitän. „Bin ich also jedesmal, wenn ich das Theater besuchte, in einer solchen Wolfsschlucht gewesen, so soll der Teufel —"

„Pfui, Kapitän!" rief ein kleines Mädchen, das mit ins Zimmer geschlüpft war; „du mußt nicht fluchen, sonst kommst du in die Hölle!"

„Jawohl, mein Töchterchen, jawohl, jawohl!"

Jetzt nahm Ödegaard das Wort: „Platon machte gegen die Poesie denselben Einwand geltend, den er gegen die dramatische Kunst vorbrachte. Über des Aristoteles Ansicht sind die Gelehrten nicht einig. Ich lasse daher beide unberücksichtigt. Was die ersten Christen betrifft, so taten sie wohl daran, heidnischen Schauspielen fern zu bleiben, — ich kann also auch von ihnen absehen. Daß ernste Christen ihre Bedenken auch gegen das Schauspiel der Jetztzeit haben, finde ich begreiflich, habe ich doch selbst Skrupel gehabt. Aber gesteht man zu, daß es dem Dichter gestattet ist, ein Drama zu schreiben, so muß es auch dem Schauspieler erlaubt sein, es zur Darstellung zu bringen. Denn was tut der Poet, wenn er es schreibt, anderes, als daß er es in seinen Gedanken spielt, mit der ganzen Kraft, mit der ganzen Glut seiner Seele und seines Geistes. Und wie ihr wißt, ist nach Christi eigenen Worten auch der schuldig, der in Gedanken sündigt. Wenn Schleiermacher sagt, das Drama dürfe bloß in Privatkreisen und von ungeübten, ungeschulten Leuten gespielt werden, so sagt er damit,

die Fähigkeiten, die uns Gott verliehen hat, sollen vernachlässigt werden, während wir sie doch zur größtmöglichen Vollkommenheit ausbilden müssen, denn dazu haben wir sie bekommen. Und dann: Es vergeht sicherlich kein Tag, an dem jeder von uns nicht ein wenig Komödie spielt, mag er den Nächsten im Scherz nachäffen, oder ihn im Ernst nachahmen. Nun, bei manchen Menschen ist diese Fähigkeit die vorherrschende, und er würde eine Unterlassungssünde begehen, wenn er sie nicht ausbildete, denn wer seinem Berufe nicht folgt, wird unbrauchbar zu anderer Arbeit, unklar, schwankend, kurz viel leichter eine Beute der Versuchung, als wenn er freudig seinem Berufe gefolgt wäre. Wo die Arbeit Hand in Hand geht mit der Liebe zur Arbeit, da ist fast jede Versuchung ausgeschlossen. Aber, sagt man, in diesem Falle liegt die Versuchung schon in dem Berufe selbst. Nun, darüber wird wohl jeder seine eigene Ansicht haben. Was mich betrifft, so meine ich, der Beruf birgt die größte Versuchung in sich, der den Menschen zu dem Glauben verleitet, er selbst sei gerecht, weil er Botschaft bringt von dem Gerechten, der ihn verlockt, für sich die wahre Gläubigkeit in Anspruch zu nehmen, weil es seine Pflicht ist, bei andern den Glauben zu wecken oder, deutlicher gesprochen: Für mich hat von allen Berufsarten der des Priesters die größte Versuchung!"

Da entstand ein großer Lärm.

„Das leugne ich!"

„Er hat recht!"

„Ruhe! Ruhe!"

„Das leugne ich! Das leugne ich!"

„Er hat ganz recht!"

„Ruhe, meine Herren, Ruhe!"

„Nun habe ich doch nie gehört," sagte der Kapitän, „daß ein Pastor übler dran ist als ein Schauspieler!"

Allseitiges Lachen und vielseitiges Rufen: „Nein, das hat er nicht gesagt!"

„Ei zum Teufel" — begann der Kapitän.

„Aber Kapitän, Kapitän!" rief das kleine Mädchen, „nun wird er aber gleich kommen und dich holen."

„Du hast recht, mein Kind, aber — —"

Ödegaard fuhr fort: „Die Versuchung, dem Auge, dem Ohr, der Phantasie zu schmeicheln, die heroischen Tugenden anderer anzunehmen und sich als Gegenstand der Liebe und Bewunderung hinzustellen, diese Versuchung ist im geistlichen Stande ebenfalls vorhanden!"

Jetzt entstand ein noch größerer Lärm als vorhin. Die Damen konnten diese abermalige Aufregung nicht anhören ohne den natürlichen Wunsch zu erfahren, was vorging, und so wurde die Tür sachte geöffnet. Als Ödegaard in den ersten Reihen auch Petra bemerkte, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ohne Zweifel gibt es Schauspieler, die ihre tränenreichen Gefühle auf den Brettern verschwenden, während es andererseits nicht an Leuten fehlt, die nur in die Kirche gehen, um dort ihre reumütigen Zähren vor aller Augen zu vergießen; die einen sind so verächtlich wie die andern. Sicherlich gibt es Schau-

spieler, die hohle Schwätzer sind, die für jeden andern Beruf völlig unbrauchbar gewesen wären, die aber doch wenigstens als Sprachrohre auf den Brettern dienen. Trotzdem muß gesagt werden, daß das Leben des Schauspielers ebenso stürmisch ist wie das des Seemannes. Denket nur an den Augenblick, der dem ersten Auftreten voraufgeht — ist er nicht gradezu entsetzlich? Ihm begegnet oft das Unerwartete, das Große. Oft ist er ein Werkzeug in der Hand Gottes, und darum trägt er in seinem Herzen ein Gefühl der Unwürdigkeit, verbunden mit großer Sehnsucht und eine nicht geringe Scheu; und wir wissen, daß Christus am liebsten mit Zöllnern und reumütigen Frauen verkehrte. Ich gebe den Schauspielern keinen Freibrief, im Gegenteil, je höher ihre Aufgabe, desto größer ihre Schuld, wenn sie ihren Beruf dem Hasse preisgeben und selbst dem entnervenden Leichtsinn verfallen. Aber so gewiß es keinen Schauspieler gibt, der nicht durch eine Reihe von Enttäuschungen gelernt hätte, wie nichtssagend der Beifall und die Schmeichelei sind, obgleich die meisten tun, als glaubten sie noch daran, so gewiß sehen wir zwar ihre Fehltritte und ihre Mängel, aber wir kennen nicht ihr Verhältnis zu dem innern Menschen; und das ist doch die Frage, auf die es vom christlichen Standpunkte allein ankommt."

Eine ganze Reihe Redner meldeten sich zum Wort, ja begannen sogar schon zu reden, und zwar alle zugleich; aber —

„Als ich kaum vierzehn Jahr alt war —"

ertönte es vom Piano, und alle strömten in das Wohnzimmer. Es war Signe, die sang; und da sie

schwedische Volkslieder ganz ausgezeichnet vorzutragen verstand, versprach sich die Gesellschaft einen reichen Genuß. Ein Lied folgte dem andern, und nachdem diese Volkslieder, die schönsten der ganzen Welt und getreue Boten der Seele eines großen Volkes, ihr Gemüt geläutert und empfänglich gemacht hatten, erhob sich Ödegaard und bat Petra, ein Gedicht vorzutragen. Sie mußte das erwartet haben, denn ihr Antlitz war bereits feuerrot. Doch trat sie sogleich vor, allerdings ein wenig bebend, so daß sie sich an einer Stuhllehne festhalten mußte; dann wurde sie leichenblaß und begann:

„Was träumst du, Knabe, von Schlachten und Krieg,
Anstatt die Arbeit treu zu verrichten?
Der Vater ist alt, die Mutter siech:
Erkenn' deine kindlichen Pflichten.
Und wenn nach Schätzen dein Sinn begehrt,
Hier findest du alles am heimischen Herd."

Doch wenn die Wolken, vom Winde gejagt,
Wild flogen und Stürme rings heulten,
Dann war's ihm, als wenn zur tosenden Schlacht
Die Heere mit Kriegsgesang eilten;
Und brach durch die Wolken der Sonne Strahl,
Es deucht ihm das Blitzen vom würgenden Stahl.

Da stand er und dachte an Kampf und an Sieg,
An alte Sagen und Mären;
Die Sehnsucht wuchs, und die Kriegslust stieg,
Nicht konnte dem Drange er wehren.
Die Arbeit entfiel des Jünglings Hand,
Er lenkte die Schritte zum Meeresstrand.

Zum äußersten Felsenriff trug ihn sein Fuß,
Allwo die Brandung am wildesten rauschte;

Das klang ihm lieblich wie Freundesgruß;
Er schwamm in Entzücken und lauschte:
Ein Kampf war's, ein Ringen weit umher,
Es wogte sein Herz wie das tobende Meer.

Ein Kriegsschiff lag in stahlgrauer Bucht;
Es hatte vor Wetter und Wogen
Dort Anker geworfen und Schutz gesucht
Und ein die Segel gezogen.
Allein das Schiff, als trotzt' es der hemmenden Last,
Hob zornig den Bug und schüttelt' den Mast.

Die Mannschaft ruhte vom Kampf mit dem Meer
Und pflegte den hungrigen Magen;
Da tönte ein Ruf von der Klippe her:
„Das ist ein unmännliches Zagen!
Laßt mich an das Ruder, ich habe den Mut,
Das Schiff zu lenken durch Sturm und durch Flut!"

Die Krieger wendeten kaum das Gesicht
Und ließen beim Mahl sich nicht stören;
Denn 's ziemt dem erfahrenen Manne nicht,
Auf närrisches Schwatzen zu hören.
Da flog ein Felsblock vom hohen Riff:
Zwei Leichen bedeckten zerschmettert das Schiff.

Jetzt sprangen zornig die Kriegsleute auf
Und griffen zu Köcher und Bogen;
Sie sandten die Pfeile zum Felsen hinauf,
Doch keiner kam bis zum Ziele geflogen.
Der Jüngling am Felsen blieb unversehrt;
Er rief: „Eine Antwort hab' ich begehrt!"

Als Antwort wurde ein Speer gesandt
Von des Häuptlings kundigen Händen;
Doch prallt' er zurück von der Felsenwand.
„Pfui, so den Stahl zu verschwenden!

Noch lüstet's mich nicht nach der Ruhe im Grab —"
So höhnte der Jüngling vom Felsen herab.

„Doch du, dem keiner an Taten gleich,
Der Meere gewalt'ger Gebieter,
Genieß' jetzt den Frieden in Odins Reich;
Denn ich, deiner Marken sorgsamer Hüter,
Will pflügen die Meere, die du gepflügt, —
Besiegen die Feinde, die du besiegt."

„Verlangt dich nach Taten, lieb' Knabe mein,"
So rief der Häuptling entgegen,
„Dann tritt als Kriegsmann bei mir ein,
Da magst du der Waffenkunst pflegen."
„Zum Herrscher bin ich geboren," so spricht
Der Jüngling, „dein Dienstmann werde ich nicht."

Auf Antwort harrte vergeblich sein Ohr.
Da sprang er in wachsendem Grimme
Vom Felsen näher zur Küste vor
Und rief mit gewaltiger Stimme,
Daß weithin tönte der Widerhall:
„Hört, Häuptling du und ihr Recken all!

Der Stärkste soll sein der Herrscher der Welt,
Ihm huldigen Meere und Lande,
Und wer nicht folget dem größeren Held,
Den treffe Verachtung und Schande.
Drum, Häuptling, heran und die Klinge geführt,
Auf daß es sich zeigt, wem die Herrschaft gebührt!"

Da zürnte der Häuptling und sprang in die Flut
Und schwamm hinüber zum Strande.
Der Jüngling mit unerschrockenem Mut
Erwartet den Gegner am Lande;
Er hob den Schwimmer mit starker Hand
Das steile Ufer empor ans Land.

Als traf den Jüngling sein prüfender Blick,
Erkannt' er die tapfere Seele;
Er wandte sich nach dem Schiffe zurück
Zur Mannschaft mit dem Befehle:
„Kam'raden, der Jüngling ist unbewehrt,
Schnell werfet herüber ein starkes Schwert!"

Der Kampf entbrannte am Felsenhang,
Von den Schwertern die Funken flogen;
Vom Felsen tönte der Waffenklang
Weit über die rauschenden Wogen.
Die Schiffer folgten mit ängstlichem Blick
Dem blitzenden Schwert und dem launigen Glück.

„Brav, Knabe, du hältst mir gar wacker Stand,
Ich hab' meinen Gegner gefunden;
Und fall' ich, so hat eines Helden Hand
Den König des Meers überwunden."
Der Häuptling spricht's, die Klinge fliegt,
Der Häuptling getroffen am Boden liegt.

Da tönte ein Heulen vom Schiffe her,
Ein Lärmen entstand und wildes Getümmel;
Es stürzten die Krieger sich alle ins Meer,
Und „Rache! Rache!" stieg es zum Himmel.
Bald standen sie kampfbereit an dem Strand;
Doch auf hob noch sterbend der Häuptling die Hand.

„Ihr Kriegsgesellen, ein Heldenlied
Muß groß und würdevoll schließen.
Die Zeit ist da, der Krieger zieht,
Schon seh ich die Seligen grüßen . . .
Dort euer . . ." Des brechenden Auges Strahl
Den Jüngling traf: — so ging er in Odins Saal.

Es standen im Kreis um die Leiche herum
Gebeugten Hauptes die Krieger;

Sie senkten die Schwerter und huldigten stumm
Gemäß des Häuptlings Befehle dem Sieger.
Der trat auf einen erhöheten Ort
Inmitten des Kreises und nahm das Wort:

„Bestattet mir erst des Helden Gebein!
In die Hand sei ein Schwert ihm gegeben,
Und über ihm soll sich ein Denkmal von Stein
Zum Ruhm seiner Taten erheben.
Dann hurtig, ehe die Nacht sich senkt,
Den Kiel in das offene Meer gelenkt!“

Das Denkmal stand, das Segel schwoll,
Empor war der Anker gezogen;
Zu Ehren ihm an dem Strande scholl
Ein Klagelied über die Wogen.
Das Fahrzeug lenkend am Steuer sitzt
Der neue Häuptling; sein Auge blitzt.

Stolz schießet dahin die Meeresschlang'
Auf der Wogen schwankendem Pfade;
Schnell geht die Fahrt die Küste entlang
Zum heimatlichen Gestade.
Vom Glühen der Abendsonne umwallt,
Erhebt sich groß des Jünglings Gestalt.

Vom Dorfe kommt alles verwundert gerannt,
Wohin man die Mär schon getragen,
Zu sehen den Mann mit der starken Hand,
Der des Meeres König erschlagen.
Ein Jubel braust von der Küste fort,
Triumphgesang rauscht von des Schiffes Bord.

Der Häuptling lenkt in die Brandung das Schiff;
Ein Schauder lähmt allen die Glieder.
Doch schleudert das Schiff er mit mächtigem Griff,
Und unverletzt erscheinet es wieder.

Da wollte nicht enden des Jubels Gebraus:
„Gestattet ihr jetzt, daß ich ziehe hinaus?“

Bebend und zugleich feierlich wurde das Gedicht vorgetragen; keine Spur von Affektation war aus der jugendlichen Stimme herauszufühlen. Alle standen da, als ob plötzlich aus ihrer Mitte ein Strahl klaren, hellen, durchsichtigen Wassers im Glanze des Regenbogens emporgeschossen sei. Niemand rührte sich; aber der Kapitän konnte es endlich nicht mehr aushalten, er sprang empor, pustete, streckte sich und sagte dann: „Kinder, ich weiß nicht, wie es mit euch steht; aber wenn ich in dieser Weise gepackt werde, dann muß ich, hol' mich der Teufel —“

„Kapitän, Kapitän, da fluchst du ja schon wieder!“ sagte das kleine Mädchen und drohte ihm mit dem Zeigefinger; „jetzt gleich kommt der Teufel und holt dich.“

„Na, na, du kleine Schulmeisterin! Aber laß ihn nur kommen, denn nun muß ich, hol' mich der Teufel, ein vaterländisches Lied haben!“

Und ohne irgendeine andre Aufmunterung abzuwarten, setzte sich Signe ans Piano, und die fröhliche Gesellschaft begann:

„Wir schützen den Strand,
Wir bauen das Land;
Unsere Söhne wollen wir betend ihm weih'n.
Wir mehren das Land,
Das Schwert in der Hand,
Seiner Marken Schutzwehr wollen wir sein.

Hier schaffet der Pflug
Und der Sommer genug.

Wenn nur Liebe, nur Liebe im Herzen lebt.
Hier ist duftende Glut,
Hier gedeihet der Mut,
Wenn nur jeder kräftig den Arm erhebt.

Es geht unser Zug
Über Wogen im Flug;
Weit ins Land hinaus ragt der normannische Turm.
Unsre Flagge weht,
Wie ein Felsen steht
Hell strahlend der Ruhm durch Wetter und Sturm.

O herrliche Zeit —
Sie ist nicht mehr weit —
Die den dreigespaltenen Norden vereint!
Zum Handeln heran!
Der Strom schwillt an!
Der Größe Frührot, wie leuchtend es scheint!

Ich liebe so sehr
Das Land um mich her,
Wie es war, wie es ist, wie es künftig wird sein!
Die Liebe wächst groß
Aus Vaterlands Schoß:
Und ihm soll die Liebe zum Wachstum gedeihn!"

Signe erhob sich vom Piano, trat zu Petra, legte ihren Arm um sie und zog sie in das jetzt leere Studierzimmer.

„Petra, wollen wir wieder Freundinnen sein?"

„O Signe, endlich also verzeihst du mir!"

„Jetzt vermag ich dir alles zu vergeben! Petra, liebst du Ödegaard denn nicht?"

„Mein Gott, Signe!"

„Petra, das hatte ich von dem ersten Tage an geglaubt ... und nun meinte ich, er sei jetzt endlich

gekommen, um ...... bei allem, was ich in diesen Jahren für euch gedacht und getan, hatte ich nur dieses Ziel vor Augen ... Der Vater war derselben Ansicht, sicherlich hat er mit Ödegaard schon darüber gesprochen ..."

„Aber Signe —"

„Still, still!"

Sie legte die Hand auf Petras Lippen und lief davon; es hatte sie jemand gerufen, das Abendessen stand bereit.

Der Tisch war mit Wein besetzt, weil der Propst beim Mittagsmahl nicht zugegen gewesen war. Der Propst, der während der ganzen Zeit sehr ernst und still gewesen, saß noch immer da, als ob kein Fremder am Tische wäre, bis die Gäste sich erheben wollten. Da klopfte er plötzlich an sein Glas und sagte: „Ich habe eine Verlobung zu verkünden."

Alle blickten auf die jungen Mädchen, die nebeneinander saßen, und sie wußten beide nicht, ob sie vom Stuhle fallen oder sitzenbleiben sollten.

„Ich habe eine Verlobung zu verkünden," wiederholte der Propst, als würde es ihm schwer fortzufahren. „Ich muß bekennen, daß die Partie anfangs nicht nach meinem Wunsche war."

Sämtliche Gäste blickten Ödegaard mit dem größten Erstaunen an, das den höchsten Grad erreichte, als sie sahen, daß er ruhig sitzen blieb und den Propst kaltblütig anblickte.

„Offen gestanden, ich glaubte, der Bräutigam sei der Braut nicht würdig."

Hier wurden die Gäste so verlegen, daß niemand aufzublicken wagte; und da die beiden Mädchen gleich bei Beginn der Rede die Augen zu Boden gesenkt hatten, konnte der Propst sich nur an ein einziges Gesicht wenden, und das war Ödegaard; es drückte die erhabenste Ruhe aus.

„Aber nun," fuhr der Propst fort, „nun ich ihn näher kennengelernt, sind die Rollen vertauscht. Ich weiß jetzt nicht, ob sie auch seiner würdig ist — so groß erscheint er mir jetzt; denn der Bräutigam ist der Genius der Kunst, der erhabenen dramatischen Kunst, und seine Verlobte ist Petra, meine Pflegetochter, mein liebes Kind. Gebe Gott, daß ihr beide glücklich werdet! Ich fürchte noch immer, aber was zusammengehört, das soll der Mensch nicht scheiden. Gott sei mit dir, meine Tochter."

Petra eilte auf ihn zu und warf sich an seine Brust.

Niemand wollte sich wieder setzen, und so verließ die ganze Gesellschaft bald den Tisch. Petra trat zu Ödegaard, der sie in die entfernteste Fensternische führte. Er hatte ihr jetzt etwas zu sagen, aber sie kam ihm zuvor.

„Ihnen verdanke ich alles!" rief sie.

„Nein, Petra, ich bin dir nur ein guter Bruder gewesen; es war unrecht von mir, daß ich dir mehr sein wollte; denn wäre ‚jenes' geschehen, so würde deine ganze Laufbahn vernichtet worden sein."

„Ödegaard!"

Sie hielten gegenseitig ihre Hände umschlungen, aber sie sahen einander nicht an. Nach einer Weile

ließ er ihre Hand los und entfernte sich. Sie warf sich auf einen Stuhl und weinte.

Am Tage darauf reiste Ödegaard ab.

*

Zu Beginn der Frühlingszeit erhielt Petra einen großen mit einem Amtssiegel versehenen Brief. Sie erschrak und brachte ihn dem Propste, der ihn öffnete und las. Er war von dem Bürgermeister ihres Heimatortes und lautete: „Da Pedro Ohlsen, der gestern mit Tode abging, ein Testament hinterlassen hat, also lautend:

Das was ich hinterlasse, welches genau in dem Rechnungsbuche aufgezeichnet ist, welches in dem blauen Schranke liegt, der in meinem Zimmer in Gunlaug Aamundstochters Hause hier am Berge steht, und zu welchem obengedachte Gunlaug den Schlüssel hat, da sie die einzige Person ist, welche von dem Ganzen Bescheid weiß — hinterlasse ich hiermit, insofern sie, nämlich Gunlaug Aamundstochter, dazu ihre Einwilligung gibt, die sie nicht geben kann, wenn sie nicht gestattet, daß eine Bedingung, die ich hinzugefügt habe, welche sie allein, welche die einzige ist, die sie kennt, erfüllen kann, erfüllt wird; — der Jungfrau Petra, Tochter oftgenannter Gunlaug Aamundstochter, das heißt wenn Jungfrau Petra so freundlich sein will, sich eines alten kranken Mannes zu erinnern, dem sie Gutes erwiesen hat, obschon sie nichts davon wußte, was sie auch nicht konnte, und dem sie in den letzten Jahren die einzige Freude gewesen, weshalb er daran gedacht hat, ihr einmal

wieder eine kleine Freude zu machen, die sie nicht verschmähen muß. Gott sei mir armen Sünder gnädig

Pedro Ohlsen,

so erlaube ich mir zu fragen, ob Sie sich selbst an Ihre Mutter in Betreff dieser Hinterlassenschaft wenden wollen, oder ob Sie wünschen, daß das durch mich geschieht."

Der folgende Posttag brachte Petra einen Brief von ihrer Mutter, der von Ödegaards Vater geschrieben war, dem einzigen, dem sie sich anzuvertrauen gewagt. Er besagte, daß sie einwillige, die fragliche Bedingung zu erfüllen, die darin bestand, daß Petra mitgeteilt werde, wer Pedro gewesen. Diese Nachricht und das ihr so zugefallene Geld versetzten Petra in eine eigentümliche Stimmung. Es war ihr, als ob sich jetzt alles für sie zu ordnen und zu ebnen beginne; es war aber auch eine neue Mahnung, bald abzureisen.

Also zu ihrem Kunstziel hatte der alte Per Ohlsen sich auf Hochzeiten und bei Tänzen sein erstes Geld zusammengespielt, und er, der Sohn und der Enkel, hatten es sich in verschiedener Weise sauer werden lassen und mancherlei erduldet. Die Summe, obgleich nicht groß, reichte hin, Petra ihrem Kunstziel rasch näherzubringen.

Hell wie die Sonne stieg in ihr der Gedanke auf, daß jetzt die Mutter zu ihr ziehen könne; sie müsse nun der Mutter täglich Freude machen, sie müsse jetzt der Mutter allen Kummer vergelten! Sie schrieb ihr an jedem Posttage einen langen Brief, sie konnte kaum die Antwort erwarten. Als sie kam, ward Petra

eine große Täuschung bereitet, denn Gunlaug dankte ihr, meinte jedoch, „daß jede am besten bei dem gewählten Berufe bleibe“.

Jetzt versprach der Propst zu schreiben. Als Gunlaug seinen Brief erhielt, konnte sie nicht länger widerstehen, sie mußte ihren Matrosen und andern Bekannten erzählen, daß ihre Tochter etwas Großes werden und sie zu sich nehmen wolle. Dadurch wurde die Sache in der Stadt zu einer Frage von allgemeiner Bedeutung; sie wurde sowohl am Hafendamm und auf den Schiffen wie in den Küchen besprochen. Gunlaug, die bisher ihre Tochter nie erwähnt hatte, sprach jetzt nie von etwas anderm, als von „meiner Tochter Petra“, und auch die übrigen Leute im Orte redeten mit ihr fortan nur von Petra. Aber selbst als Petras Abreise bevorstand, hatte Gunlaug noch keine bestimmte Antwort gegeben, was ihre Tochter sehr betrübte. Dagegen versprachen ihr sowohl der Propst wie Signe feierlich, daß sie sie beide besuchen würden, wenn sie zum erstenmal die Bühne beträte.

*

Der Schnee begann von den Bergen zu gleiten, die Felder fingen an sich mit Grün zu bedecken. Das Leben, das beim Erscheinen des Frühlings in den Felsentälern erwacht, ist mächtig wie die Sehnsucht nach ihm mächtig gewesen. Die Menschen bewegen sich rascher, die Arbeit wird leichter, die Reiselust schaut über die Berge. Aber Petra, obgleich ihr Sehnen anderswohin ging, hatte noch nie den Ort so geliebt wie jetzt, da sie von ihm scheiden sollte; ja,

es war ihr, als ob sie ihn bis jetzt vernachlässigt habe, weil sie ihn erst jetzt wahrhaft liebgewann. Nur noch einige Tage, und sie sollte den Pfarrhof verlassen; sie und Signe gingen umher und nahmen Abschied von allen und allem, besonders von den Orten, die sie beide liebgewonnen hatten. Da kam ein Bauer mit der Botschaft, daß Ödegaard auf den Einhöfen sei und die Absicht habe, auf dem Pfarrhofe einen Besuch zu machen. Die Mädchen wurden beide ganz scheu bei dieser Kunde; die Ausflüge wurden eingestellt.

Ödegaard war so heiter, so fröhlich, daß sie ihn gar nicht wiedererkannten. Die Ursache seiner Anwesenheit in der Gegend war, daß er hier eine Volksschule errichten und sie, bis er einen passenden Lehrer gefunden, selbst leiten wollte; später wollte er noch andre Dinge ins Leben rufen. So bezahlte er, wie er sagte, einen Teil der Schuld, die sein Vater an seine Heimat abzutragen habe, und der hätte ihm versprochen, zu ihm zu ziehen, sobald das Schulhaus fertig sei. Der Propst und Signe freuten sich sehr auf diese Nachbarschaft. Petra ebenfalls, wenngleich es ihr ein wenig seltsam erschien, daß er sich hier gerade in dem Augenblick niederlassen wollte, da sie im Begriffe war abzureisen.

Der Propst wünschte, daß sie an dem Tage vor Petras Abreise gemeinsam das heilige Abendmahl nehmen sollten. Dadurch breitete sich eine große Feierlichkeit über die letzten Tage, ja man redete sogar nur in gedämpftem Tone miteinander. Alles stand im Widerschein dieser Stimmung. Petra betrachtete

alle Dinge noch ein letztes Mal; sie führte nur ernste Reden; das Erlebte zog wieder an ihrer Seele vorüber, sie hielt Abrechnung. Bis jetzt hatte sie nie zurück, nur vorwärts geschaut; jetzt hielt sie Musterung über die gesamte Vergangenheit, von ihrer Kindheit bis zu dem heutigen Tage, und wieder ertönten die ersten lockenden spanischen Lieder. Die vielen jugendlichen Verirrungen, entstanden aus unklarer Sehnsucht, zogen eine nach der andern wieder an ihr vorüber. Und wenn sie einmal etwas vergaß, so fehlte es nicht an Gegenständen in ihrer Nähe, die sie sofort daran erinnerten; denn bei ihrem Anblick hatte sie stets an irgend etwas gedacht, und seitdem waren Ding und Gedanke vereint. Vor allem das Piano hatte sie an so vieles zu erinnern, daß sie ganz ergriffen wurde. Sie saß oft davor, ohne es berühren zu können; und spielte Signe, so war es ihr kaum möglich, im Zimmer zu bleiben. Überhaupt war sie am liebsten allein. Ödegaard und Signe begriffen das und hielten sich abseits. Alle Menschen sahen sie mit wehmütiger Freundlichkeit an, und der Propst ging während dieser Tage nie an ihr vorüber, ohne ihr das Haar zu streicheln.

Endlich war der Tag gekommen. Es war ein halbklarer etwas bewölkter Tag; auf den Bergen taute, auf den Feldern grünte es. Jeder der vier hielt sich in seinem Zimmer, bis die Zeit kam, wo sie zusammen zur Kirche gehen sollten. Außer ihnen waren nur der Küster und ein fremder Geistlicher anwesend. Der Propst wollte selbst zum heiligen Abendmahl gehen, aber zugleich eine kleine Rede halten,

denn er hatte der Scheidenden einige besondere Worte zu sagen. Er sprach zu ihr wie wenn sie am heiligen Abend oder an einem Geburtstage zu Hause zusammen säßen. Es würde sich nun bald zeigen, sagte er, ob die Zeit, die sie heute mit einem Gebet um Gnade abschlösse, einen guten Grund in ihr gelegt habe. Kein Mensch werde ganz wahrhaftig, bevor er die rechte Arbeit gefunden. Es sei ein Beruf der Verkündigung, den sie sich erwählt, und wer mit Wahrheit komme und sich seines Berufes würdig zeige, werde große und dauernde Früchte ernten. Gott bediene sich allerdings auch der Unwürdigen, denn in einem höheren Sinne wären wir ja alle unwürdig; aber er nehme unsre Sehnsucht in seinen Dienst, und jeder von uns müsse nach dem höchsten Ziele streben. Er bat sie wiederholt, recht oft zu ihnen zurückzukehren. Habe sie geirrt, so werde sie hier am ehesten Barmherzigkeit finden, und wenn es ihr selbst nicht klar sei, ob sie auf Abwege geraten, sie würden es ihr in der liebevollsten Weise sagen können.

Nach der heiligen Handlung gingen sie zusammen nach Hause, aber den Rest des Tages verbrachte jeder für sich. Am Abend kam Signe in Petras Zimmer, und hier blieben sie zusammen bis tief in die Nacht.

Am andern Tage sagte ihr der Propst während des Abschiedsmahles in der zärtlichsten Weise Lebewohl. Er sei mit ihrem Freunde darin einig, sagte er, daß sie allein beginnen müsse. In dem Kampfe, dem sie entgegengehe, werde sie empfinden, wie schön es sei zu wissen, daß es auf irgendeinem Fleck der Erde ein paar Menschen gäbe, auf die sie stets bauen

könne. Schon bestimmt zu wissen, daß diese beständig für sie beteten — sie werde finden, wie sehr das erhebe und stärke.

Nach diesen Abschiedsworten an Petra richtete er auch ein paar Worte des Willkommens an Ödegaard, in denen er sagte, die schönste Einleitung zu gegenseitiger Liebe sei, wenn man sich in Liebe zu demselben Zwecke vereine. Sicherlich hatte der Propst nicht die mindeste Ahnung davon, was Signe und dann auch Petra plötzlich erröten ließ. Ob auch Ödegaard rot wurde, vermochten sie nicht zu entscheiden, denn keine von ihnen wagte aufzublicken.

Als die Pferde vor der Tür standen und die drei Freunde das junge Mädchen umgaben, während das ganze Hofgesinde sich um den Wagen geschart hatte, flüsterte Petra, indem sie Signe zum letztenmal umarmte, ihr zu: „Ich weiß, daß ich bald eine große Neuigkeit von euch zu hören bekommen werde. Gott gebe seinen Segen dazu!"

Eine Stunde später sah sie nur noch die weißen Berggipfel, die ihr andeuteten, wo der Pfarrhof lag.

Zwölftes Kapitel

Eines Abends kurz vor Weihnachten war das Theater der Hauptstadt ausverkauft. Eine neue Schauspielerin, von der man schon lange und zwar mit den größten Erwartungen gesprochen hatte, sollte zum erstenmal auftreten. Aus dem Volke hervorgegangen, — ihre Mutter war eine arme Fischerfrau — hatte sie mit Hilfe andrer Leute, die ihr Talent erkannt hatten, nach langen Studien nun end-

lich dieses Ziel erreicht; ihre großen Fähigkeiten erweckten die schönsten Hoffnungen. Ehe der Vorhang aufging, flüsterte sich das Publikum gar manche Dinge über sie ins Ohr. Sie sollte eine entsetzlich wilde Hummel gewesen sein, und kaum erwachsen, wäre sie mit sechs jungen Leuten gleichzeitig verlobt gewesen, und ein ganzes halbes Jahr hindurch habe sie ihre Verlobungen aufrechterhalten. Sie sei von der Polizei aus ihrem Heimatsorte ausgewiesen worden, weil dort infolge ihrer skandalösen Aufführung ein förmlicher Aufruhr entstanden war. Merkwürdig, daß der Direktor so eine Person auftreten ließ. Andre dagegen behaupteten, an der ganzen Geschichte sei kein wahres Wort. Von ihrem zehnten Jahre an sei sie in einer stillen Predigerfamilie im Stifte Bergen erzogen worden; sie sei ein gebildetes liebenswürdiges Mädchen; sie kennten sie sehr genau, sie müsse ein wunderbares Talent haben, und dabei sei sie sehr schön.

Aber es saßen auch Leute im Theater, die besser Bescheid wußten. Zunächst der im ganzen Lande wohlbekannte Fischgroßhändler Yngve Vold. Ganz zufällig war er auf einer Geschäftsreise in die Hauptstadt gekommen. Allerdings behaupteten manche, die feurige Spanierin, mit der er verheiratet war, mache ihm das Haus so heiß, daß er zuweilen das Bedürfnis fühle, sich durch eine kleine Reise abzukühlen. Heute hatte er die größte Loge im Theater für sich gemietet und seine Tischgenossen im Hotel eingeladen, mit ihm zu gehen, da es „etwas ganz außerordentlich Verteufeltes“ zu sehen gäbe. Er war in einer ausgezeichneten Stimmung, bis er — war er es wirk-

lich? — da in der Loge zweiten Ranges ... umringt von einer ganzen Schiffsmannschaft ... nein!! ... ja! jawohl! ... niemand anders erblickte als den Gunnar Ask!

Gunnar Ask, der durch seiner Mutter Geld Reeder und Führer der „Norwegischen Verfassung“ geworden, war beim Lavieren aus dem Fjorde dicht neben ein andres Schiff geraten, das den Namen „Die dänische Verfassung“ führte. Dieses machte, wie Gunnar glaubte, den Versuch, an ihm vorbeizusegeln, und das durfte er doch unter keiner Bedingung dulden. Er setzte alle Segel auf; in der alten „Verfassung“ begann es gewaltig zu krachen, und die Folge war, daß er bei dem Versuch, soviel wie möglich gegen den Wind zu schravelen, die Schute an einer ganz unvernünftigen Stelle auf den Grund setzte. Nun sah er sich, während „Die norwegische Verfassung“ ausgebessert wurde, sehr wider seinen Willen in die Stadt eingepfercht. Eines Tages war ihm Petra auf der Straße begegnet; sie hatte ihn eingeholt und war — nicht bloß dies erste Mal, sondern auch bei spätern Begegnungen — so von Herzen freundlich zu ihm gewesen, daß er nicht nur seinen Groll gegen sie vergaß, sondern sich selbst den größten Stockfisch nannte, den ihr gemeinschaftlicher Geburtsort jemals exportiert hätte, weil er sich einst hatte einbilden können, daß er ein solches Prachtmädel wie Petra verdiente.

Er hatte heute für sich und seine ganze Schiffsmannschaft Billette zu erhöhten Preisen gekauft und saß nun da mit dem stillen Vorsatze, sie in jedem Zwischenakt ordentlich zu traktieren. Und die Schiffs-

mannschaft, die insgesamt aus Petras Geburtsorte und in der Mutter Wirtshause, diesem irdischen Paradiese, wohlgelittene Gäste waren, fühlten, daß Petras Ehre ihre eigene war und gaben sich darum gegenseitig das Wort zu klatschen wie in diesem Theater noch niemals geklatscht worden sei.

Unten im Parkett gewahrte man das starre dichte Haar des Propstes. Er saß ganz ruhig; er hatte Petras Geschick einem Höhern anvertraut. Neben ihm saß Signe — jetzt Signe Ödegaard. Ihr Mann, sie und Petra waren vor kurzer Zeit von einer dreimonatlichen Reise ins Ausland zurückgekehrt. Signe schien ganz glücklich zu sein, denn sie konnte es sich nicht versagen, Ödegaard von Zeit zu Zeit still zuzulächeln. Zwischen ihnen saß eine alte Frau mit schneeweißem Haar, das ihr braunes Gesicht wie eine Krone umstand. Sie ragte über alle in der Nähe Sitzenden empor, war im ganzen Hause sichtbar, und bald waren auch alle Operngucker auf sie gerichtet, denn man erzählte sich, sie sei die Mutter der jungen Schauspielerin. Sie machte auch hier einen so gewaltigen Eindruck, daß niemand um das Schicksal der Tochter bangte. Junges Volk ist stets voller Erwartung, es besitzt noch den Glauben an die Urkraft seiner Natur, und der bloße Anblick der Mutter war den Zuschauern eine Bürgschaft für die Begabung der Tochter. Sie selbst sah niemand und nichts. Was der ganze Lärm zu bedeuten hatte, kümmerte sie wenig; sie war nur gekommen, um zu sehen, ob die Leute gut gegen ihre Tochter sein würden oder nicht.

Die Zeit rückte heran. Das Geplauder erstarb

unter der Spannung, die nach und nach alle ergriff und sie milde stimmte. Ein starker Paukenschlag mit Trommeln und Hörnern eröffnete plötzlich die Ouvertüre. „Axel und Walburg“ von Adam Öhlenschläger sollte gegeben werden, und Petra hatte selbst um die Ouvertüre gebeten. Sie saß hinter einer Kulisse und hörte zu. Aber vor dem Vorhang saß der kleine Teil ihrer Landsleute, den das Haus fassen konnte, in Beben um sie, wie immer vor einem Anfange, wenn man erwartet, daß ein Genius aus der eigenen Mitte sich offenbaren soll. Es war jedem zumute, als sollte er selbst auftreten. In einem solchen Augenblicke steigen manche Gebete zum Himmel empor, selbst aus Herzen, die sonst selten beten.

Die Töne der Ouvertüre erstarben, Friede senkte sich über die Harmonien, sie schmolzen allmählich hin wie im Sonnenschein. Die Musik schwieg, bange Stille trat ein.

Dann ging der Vorhang auf.



